



DER **PREDIGT**PREIS

biblisch · dialogisch · ökumenisch



# Festschrift 2013



[www.predigtpreis.de](http://www.predigtpreis.de)

# INHALTSVERZEICHNIS

|                                                                                                 |           |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------|
| <b>Vorwort</b>                                                                                  | <b>2</b>  |
| <b>Preiskategorie LEBENSWERK</b>                                                                |           |
| • Vita von Professor Dr. Fulbert S T E F F E N S K Y                                            | <b>3</b>  |
| • Eine Pfingstpredigt (Apostelgeschichte 2)<br>Die alte Dame und ihre Geburtsurkunde            | <b>5</b>  |
| <b>Preiskategorie Beste Predigt 2013</b>                                                        |           |
| • Vita von Pfarrerin Andrea S C H M O L K E                                                     | <b>9</b>  |
| • Predigt über Jeremia 1, 4-10                                                                  | <b>11</b> |
| <b>Preiskategorie Beste Predigt 2013</b>                                                        |           |
| • Vita von Dompfarrer Jörg C O B U R G E R                                                      | <b>17</b> |
| • Predigt über Lukas 19, 1-10                                                                   | <b>20</b> |
| <b>Sonderpreis 2013</b>                                                                         |           |
| <b>"Beste Predigt zur Jahreslosung 2013" (Hebräer 13,14)</b>                                    |           |
| • Vita von Klinikpfarrer i.R. Helmut H E R B E R G                                              | <b>26</b> |
| • Predigt über Hebräer 13, 12-14                                                                | <b>27</b> |
| <b>Herausragende Predigten 2013</b>                                                             |           |
| • Prof. em. Dr. Axel Denecke<br>Predigt zum Ostermontag<br>Jesus "über mir" "mir nahe" "in mir" | <b>31</b> |
| • Alrun Kopelke<br>Predigt über Richter 11, 29-40                                               | <b>39</b> |
| • Pfarrer i.R. Burkhard Müller<br>Predigt über Jeremia 20, 5-11                                 | <b>46</b> |
| • Kirchenrat Dr. Rainer Oechslen<br>Predigt über 5. Mose 30,6 und Kolosser 2, 9-11              | <b>56</b> |



## Vorwort

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freundinnen und Freunde des Predigtpreises, zum vierzehnten Mal vergibt der Verlag für die Deutsche Wirtschaft AG den ökumenischen PREDIGTPREIS. Die Jury kam nach intensiven Diskussionen zu einer einmütigen Entscheidung: Der Preis für das Lebenswerk gehört in diesem Jahr dem Theologen Fulbert Steffensky. Seit vielen Jahren versteht es Steffensky, den Glauben in sprachliche Formen zu gießen, die das Herz berühren, die Mut machen, Freude wecken und neue Horizonte erschließen.

Den Preis für die beste Predigt erhalten Andrea Schmolke für eine eindrucksvolle Predigt über ein ungeborenes behindertes Kind, das eine Botschaft Gottes überbringt, und Jörg Coburger, der die Geschichte des Zöllners Zachäus sensibel und sprachlich schön in die Gegenwart übersetzt.

Helmut Herberg wird in der Sonderkategorie ausgezeichnet. Seine Ansprache zur Jahreslosung "Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir" schien der Jury ein besonders gelungenes Beispiel einer erzählenden Predigt zu sein. Ich wünsche Ihnen eine angenehme und ertragreiche Lektüre.

Wolfgang Thielmann  
Vorsitzender der Jury und des Kuratoriums



## **Preiskategorie LEBENSWERK** **Professor Dr. Fulbert Steffensky**

---

### **Vita**



Fulbert Steffensky, geb. 1933 in Rehlingen/Saar, Studium der katholischen und evangelischen Theologie, 13 Jahre Benediktinermönch in der Abtei Maria Laach, 1969 Konversion zum Protestantismus, 1972–75 Professur für Erziehungswissenschaft an der FH Köln, 1976–77 Gastprofessor am Union Theological Seminary in New York, 1975–1998 Professor für Religionspädagogik am Fachbereich Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg, Arbeitsschwerpunkte Religionspädagogik und Homiletik, verheiratet mit Dorothee Sölle (gestorben 2003), lebt jetzt in Luzern verheiratet mit Li Hangartner. Wichtigste Veröffentlichungen:

- Gott und Mensch – Herr und Knecht? Autoritäre Religion und menschliche Befreiung im Religionsbuch, Hamburg 1973
- Wo der Glaube wohnen kann, Stuttgart 1989
- Das Haus, das die Träume verwaltet, Würzburg 1998
- Der alltägliche Charme des Glaubens, Würzburg 2002
- Feier des Lebens. Spiritualität im Alltag, Stuttgart 2003
- Die zehn Gebote, Anweisungen für das Land der Freiheit, Würzburg 2003
- Schwarzbrotspiritualität, Stuttgart 2005
- Schöne Aussichten. Einlassungen auf biblische Texte, Stuttgart 2006
- Mut zur Endlichkeit. Sterben in einer Gesellschaft der Sieger, Stuttgart 2007
- Der Schatz im Acker, Stuttgart 2010
- Gewagter Glaube, Stuttgart 2012

Meine wichtigste Interessen: Wie kann der Glaube nach dem Zusammenbruch der alten theologischen Systeme und unter den Bedingungen der säkularen Gegenwart neu gedacht und praktiziert werden? Was bedeuten die alten Traditionen für Menschen, die zur Autonomie befreit und gezwungen sind? Wie ist man seiner selbst gewiss, wenn man erfährt, dass der eigene Glaubensentwurf nicht mehr einmalig ist wie in alten Zeiten; wenn wir also dauernd auf andere Entwürfe und religiöse Konzepte und Lebensformen stoßen? Wie kann dieser Glaube andere Ausdrucksformen finden und welche anderen Anforderungen an die Gottesdienste ergeben sich? Wie muss sich eine Kirche verändern, die in der Gesellschaft wichtig, aber nicht mehr tonangebend ist wie in alten Zeiten. Kurz: Wie bewahrt man die alten Schätze, ohne sie zu verraten; wie interpretiert man sie neu, ohne sie zu verraten? Diese Fragen bedenke ich nicht als systematischer Theologe. Sie ergeben sich aus meiner Biographie (katholisch – evangelisch), aus meiner Arbeit mit Pfarrern und Pfarrerninnen, aus vielfältiger Vortragstätigkeit in Gemeinden; nicht zuletzt aus dem Leben mit meinen Kindern und Enkeln, deren Welt ich zu verstehen suche und die meiner alten Welt so unähnlich ist.



## **Preiskategorie LEBENSWERK**

### **"Die alte Dame und ihre Geburtsurkunde"**

#### **Eine Pfingstpredigt (Apostelgeschichte 2)**

**Professor Dr. Fulbert Steffensky**

---

### **Die alte Dame und ihre Geburtsurkunde**

#### **Eine Pfingstpredigt (Apostelgeschichte 2)**

Ich denke an eine alte Dame – Sie mögen im Laufe meiner Rede erraten, wer sie ist! Es ist ihr manchmal so nachdenklich zumute. Dann zieht sie ihr Schwarzseidenes an und kramt gerührt über sich selber in alten Briefen, Papieren und Urkunden. Dabei stößt sie auf ihre Geburtsurkunde. An Pfingsten hat sie Geburtstag. Sie liest, wie sie angefangen hat und wie sie gedacht war. Es ist in jener Urkunde (sie steht übrigens in der Apostelgeschichte!) von wilden Sachen die Rede: vom Sturm des Geistes, vom Feuer des Anfangs und vom Mut der ersten Zeugen. Und sie erschrickt, wenn sie noch des Erschreckens fähig ist. Denn in dieser Geburtsurkunde liest sie von einer alten und lange vergangenen Schönheit. Betulich und langsam, wie sie geworden ist, liest sie, dass sie einmal als junger, wilder Wein gedacht war. Sie liest, dass sie einmal so voll des Geistes war, dass man sie für betrunken gehalten hat – schon um neun Uhr morgens. Jetzt hält sie niemand mehr für betrunken. Sie genehmigt sich nur noch selten ein Gläschen Geisteslikör. Sie ist ehrbar geworden. Sie geht ja auch mit ehrbaren Leuten um, mit Professoren und Hauptpastoren, mit Ministern und Exzellenzen, mit Superintendenten und mit Generalsuperintendenten. Sie isst mittags mit Generaldirektoren und abends mit Oberstaatsanwälten. Da kann man doch nicht tun, als sei man erst zwanzig! Aber wie war die alte Dame gedacht bei ihrer Geburt, und

was hat man ihr in die Wiege gelegt? Lassen Sie uns in der Geburtsurkunde lesen!

Es wird zunächst eine Merkwürdigkeit berichtet und die Erfüllung eines Urtraums der Menschen: dass alle einander verstanden. Der Geist war über die Jünger und Jüngerinnen in jener frühen Stunde des Tages gefallen, sie fingen an zu predigen, und jeder der herbeigelaufenen Neugierigen hörte sie in seiner eigenen Sprache reden. Alle verstanden, was da gesagt wurde. Es gibt eine andere Sprachengeschichte am Anfang der Bibel, es ist die Geschichte des Turmbaus zu Babel. Es wird erzählt von einer Zeit, da alle eine einzige Sprache sprachen. Schon hatten sie Angst, sie könnten diese Sprache verlieren und sich einander fremde werden. Schon hatten sie Angst, sie könnten zerstreut werden und einander nicht mehr finden. Da bauten sie einen Turm. Er sollte bis an den Himmel reichen, seine Spitze sollte überall zu sehen sein, und er sollte ihre Einheit retten. Gott hat diesen Traum zerstört. Man weiß nicht so genau, warum; wie man sich manchmal fragt, was Gott sich so denkt. Jedenfalls war es seitdem ein Traum, dass die Menschen ihre Sprache verstehen; dass einer weiß, was der andere meint; dass einer gegen den anderen sein Misstrauen begraben kann; dass eine dem anderen Schwester sein kann und einer dem anderen Bruder. Nun in der frühen Pfingststunde wird der Traum wahr: Jeder versteht die Sprache des anderen. Ich verstehe dich – sagen sie. Ich weiß, wer du bist. Ich fürchte mich nicht vor dir.

Die alte Dame, versunken in die Urkunde ihrer Geburt, überlegt einen Augenblick, ob der Zustand vor dem Turmbau zu Babel nicht doch besser war, wo es überhaupt nur eine Sprache gab. Zu Pfingsten, denkt sie, hat man sich zwar verstanden, aber es gab eben viele Sprachen. Eine Sprache in der Kirche, denkt die alte Dame. Das wäre praktisch. Es wäre höchst angenehm, denkt sie, wenn unsere Hauptpastoren sprächen wie Dorothee Sölle. Ach nein, überlegt sie: doch lieber Dorothee Sölle wie unsere Hauptpastoren. Es wäre alles so praktisch und gut kontrollierbar, wenn die Katholiken, die Orthodoxen, die Methodisten, die Reformierten alle sprächen wie die Hamburger Lutheraner, eine Sprache! Aber die Ordnung und die Kontrollierbarkeit hat nun einmal nicht im Interesse des Pfingstgeistes gelegen. Sie werden verstehen – ja, das ist versprochen. Nicht versprochen ist die Einförmigkeit der Sprache. Da röteten sich die Wangen der alten Dame, sie tritt mit dem Fuß auf und sagt: Gut so! Schön ist die Vielfalt, und langweilig ist die Einförmigkeit. Und für einen Augenblick ist sie wie-

der jung wie das wilde Mädchen, das sie einmal war.

Die alte Dame liest weiter in der Urkunde ihres Anfangs. Sie liest von einer Erfüllung eines anderen großen Traums an jenem Pfingsttag. So hat der Prophet Joel geweissagt: "In den letzten Tagen will ich meinen Geist ausgießen auf alles Fleisch: Eure Söhne und eure Töchter sollen weissagen; eure Jünglinge sollen Gesichte sehen, und eure Alten sollen Träume haben. Auf die Knechte und die Mägde will ich von meinem Geist ausgießen, und sie sollen weissagen."

Die alte Dame wird nervös. Das ist die Revolution, denkt sie! Wir haben doch unsere Gremien für Träume, Welterklärungen, Vorausplanungen und Weissagungen. Wozu sind unsere theologischen Kommissionen da, wenn da Knechte und Dienstmädchen zuständig sein sollen für den Geist; wenn Kinder zuständig werden sollen für die Wahrheit; wenn die Alten, die mit ihrer milden Resignation am erträglichsten sind, plötzlich mit neuen Lebensvisionen daherkommen! Dass ist nicht im Sinne der EKD und der anderen kirchenleitenden Instanzen, denkt sie. Das ist von unten nach oben gedacht. Aber, seufzt die alte Dame erleichtert, es ist ja gerade noch gut gegangen. Wir haben den Geist ganz gut von oben nach unten geregelt gekriegt. Es könnte sogar noch etwas mehr Papst sein, denkt sie. Doch ihr evangelisches Herz schämt sich sofort dieses Gedankens.

Einen Rest von Anarchie hat sich die alte Dame bewahrt, und sie spielt mit dem Gedanken – heimlich natürlich und ihn vor den eigenen Kirchenleitungen verbergend – , wie es wäre, wenn der Geist unten gesucht würde; bei den Kindern, bei den Konfirmanden, bei den Schwulen und Lesben, bei den Frauen, bei den Arbeitern. Die Alte wird aufgeregt und stellt sich vor, ihre Presbyterien und Synoden seien nicht nur mit Studienräten, Pfarrerinnen und Gehaltempfängern ab A 13 besetzt. Sie stellt sich vor, Ausländer wären darin; eine Prostituierte wie zur Zeit Jesu und einige Handwerker, beispielsweise Fischer und Schreiner wie in jenen Zeiten. Die Alte denkt an ihre ministeriellen Bekanntschaften und vertreibt diesen Gedanken

Sie blättert weiter in ihrer Urkunde und stößt auf einen Bericht, den sie schon ganz verdrängt hatte: Die jungen Christen blieben beständig in der Lehre der Apostel, in der Gemeinschaft, im Brotbrechen und im Gebet. Und dann liest sie etwas geniert: "Alle aber, die gläubig geworden waren, blieben beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam. Sie verkauften Güter und Habe und teilten sie aus unter alle, je nach dem es einer nötig hatte."

War das wirklich so?, denkt die alte Dame. Was man doch vergisst!

Dem Geist von Pfingsten und dieser träumenden Gemeinde war die Einheit in blassen Glaubenssätzen nicht genug, ja, sie waren nicht einmal sehr daran interessiert. Sie teilten ihre Träume, sie teilten ihre Gebete, und sie teilten ihr Geld. Das war der Anfang! Das steht in der Geburtsurkunde! War das mit dem geteilten Geld nicht eher geistlich gemeint?, fragt sich die Alte. Aber dann erinnert sie sich daran, dass der Pfingstgeist immer so plump direkt ist; nicht so vergeistigt, wie man ihn eher haben möchte; so peinlich wörtlich; so materialistisch. Es steht da, und dann wird es wohl auch so gemeint sein. Manchmal, denkt die Alte aufsässig, könnte man besser leben, wenn es keine Urkunden gäbe.

So also war ich gemeint, denkt die alte Dame Kirche. Das war der Anfang und der große Traum: Jeder sollte die Sprache des anderen verstehen; jeder sollte Gesichter haben und der Wahrheit näher sein, nicht nur die Profis oben; alle sollten miteinander das Gebet, das Brot und das Geld teilen. Sie sieht sich, und wird traurig. Was ist noch da von der Schönheit des Anfangs? Ist wirklich nicht mehr geblieben als das Gehäuse, die Ordnungen, die Theologien und die Oberkirchenräte?

Es ist mehr da. Einmal sind die Urkunden da, die Träume des Anfangs und die Geschichten vom Gelingen. Die Kirche ist nicht so sehr ein Haus, das aus Steinen gebaut ist als aus Geschichten von der Würde des Menschen und von dem Reichtum, der uns zudacht ist. Wir haben Urkunden, wir haben alte Texte. Die Texte lehren uns wünschen. Ein Mensch wird nicht nur schön durch alles, was ihm gelingt. Es machen ihn auch seine Wünsche schön. Es macht ihn auch sein Durst nach dem ganzen Leben und nach dem Geist schön – nach dem Geist in geistlosen Zeiten. Und es macht uns auch die Trauer schön, die kommt, wenn wir uns vergleichen mit den Träumen, die Gott für uns hat. Es ist schöner im Zwiespalt mit sich selber zu sein, als in hartleibiger Vergessenheit alle Träume hinter sich zu haben und nicht mehr zu kennen als die betörende Gegenwart, die sich als einzigartig gibt. Wir haben die Träume der Toten, wir haben die Träume des Geistes. Darum ist die Kirche eine schöne Frau. Und vielleicht wird der Geist sie ja noch einmal erwischen, dass die draußen denken: die Alte ist schon wieder besoffen. Amen



## **Preiskategorie Beste Predigt 2013** **Pfarrerin Andrea Schmolke**

---

### **Vita**



Ich, Andrea Schmolke, geb. Pöhlmann, wurde als zweites Kind am 3. Juli 1981 im oberfränkischen Hof an der Saale geboren. Mein Vater war von Beruf Maschinenschlosser und Nebenerwerbslandwirt, meine Mutter Näherin. Seit diesem Jahr sind beide im wohlverdienten Ruhestand.

Während der Schulzeit entwickelte sich mein Wunsch, Pfarrerin zu werden. Bis hinauf in die Oberstufe fragte ich mich, ob ich Theologie für das Lehramt oder für das Pfarramt studieren sollte. Am Ende der Schulzeit folgte ich trotz vieler Bedenken meinem Bauchgefühl und begann die lange Ausbildung zur evangelischen Pfarrerin.

Nach Erhalt des Abiturzeugnisses packte ich meine Taschen und ging für ein halbes Jahr im Rahmen des Praxisjahr für Theologiestudierende der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern (ELKB) nach Norwegen. Dort lebte und arbeitete ich in einem anthroposophischen Camphill, einer Gemeinschaft von behinderten und nicht-behinderten sowie ehemals drogenabhängigen Menschen. Diese sechs Monate haben mich stark geprägt. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich Kontakt mit behinderten Menschen. Die zweite Hälfte meines Praxisjahres absolvierte ich im oberbayerischen Ruhpolding in einer evangelischen Gemeinde.

Das Studium der Evangelischen Theologie führte mich nach Erlangen, Kiel und Oslo. Im Herbst 2008 legte ich das Erste Kirchliche Examen der ELKB ab. Am 1. März 2009 begann mein Vikariat in der Kirchengemeinde St. Markus in Erlangen.

Zur Überbrückung der beiden Monate nach dem Vikariat bis zum Beginn des Mutterschutzes wurde ich an die Kirchengemeinde St. Lorenz in Nürnberg zur Aushilfe für eine bestehende Vakanz geschickt. In der Nürnberger Hauptkirche war es meine Aufgabe Kurzandachten, Gottesdienste, Geburtstagsbesuche und Beerdigungen zu übernehmen. Seit Ende 2011 bin ich in Elternzeit, in der ich mich in meiner Wohnortsgemeinde Lauf an der Pegnitz ehrenamtlich als Pfarrerin einbringe. Aktuell nehme ich die Arbeit an einer Promotion bei Prof. Traugott Roser (Universität Münster) auf. In diesem Forschungsprojekt sollen Jugendliche als Hinterbliebene nach einem Suizid nach ihren spirituellen Erfahrungen, Erlebnissen und Einstellungen befragt werden. Seit 2007 bin ich mit Guido Schmolke verheiratet. Er arbeitet bei einem Nürnberger Motorenbauer. Er ist mein erster Predigtleser und mein größter und strengster Kritiker. Es gibt kaum eine Predigt, die es ohne seine Rückmeldung auf die Kanzel schafft. Am Silvesterabend 2011 kam unser Sohn Janek auf die Welt. Seither bereichert er unsere Tage – und Nächte!

Veröffentlichungen:

Schmolke, Andrea: Plädoyer für die evangelische Andacht, in: Pastoraltheologie 99 (2010); S. 2-17.



**Preiskategorie Beste Predigt 2013**  
**Pfarrerin Andrea Schmolke**  
**05.08.2012 in der Johanniskirche**  
**in Lauf an der Pegnitz**  
**Predigt über Jeremia 1, 4–10**

---

9. Sonntag nach Trinitatis

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen

G Amen.

Liebe Gemeinde,

ich lese aus dem Buch des Propheten Jeremia im 1. Kapitel:

[4] Und des HERRN Wort geschah zu mir: [5] Ich kannte dich, ehe ich dich im Mutterleibe bereitete, und sonderte dich aus, ehe du von der Mutter geboren wurdest, und bestellte dich zum Propheten für die Völker. [6] Ich aber sprach: Ach, Herr HERR, ich taue nicht zu predigen; denn ich bin zu jung. [7] Der HERR sprach aber zu mir: Sage nicht: »Ich bin zu jung«, sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen alles, was ich dir gebiete. [8] Fürchte dich nicht vor ihnen; denn ich bin bei dir und will dich erretten, spricht der HERR. [9] Und der HERR streckte seine Hand aus und rührte meinen Mund an und sprach zu mir: Siehe, ich lege meine Worte in deinen Mund. [10] Siehe, ich setze dich heute über Völker und Königreiche, dass du ausreißen und einreißen, zerstören und verderben sollst und bauen und pflanzen.

Liebe Gemeinde,

Gott kennt Jeremia von Anfang an. Ach, was heißt von Anfang an. Noch bevor Jeremia im Mutterleib entstanden ist, also noch vor seiner Erzeugung, kennt Gott ihn schon.

Und noch vor Jeremias Geburt hatte Gott schon einen Plan für ihn. Er hat für ihn einen Platz in dieser Welt zugeordnet, an dem er wirken kann und darf.

Von Anfang an kann Jeremia mit dem Gefühl über die Erde gehen: „Ich werde gebraucht, ich habe eine Aufgabe; einen Auftrag, für den Gott mich ausgesucht hat. Ich bin wichtig in Gottes Augen – von Anfang an, noch ehe ich geboren wurde, noch ehe meine Eltern wussten, wie ich aussehen werde, welchen Charakter ich haben werde.“

Rund 90% aller Föten mit dem Down-Syndrom werden gegenwärtig in Deutschland abgetrieben. Denn noch bevor Kinder heute geboren werden, können Eltern wissen, ob ihr Kind an Trisomie 21, also dem Down-Syndrom, leidet oder nicht. werdende Eltern können entscheiden, ob sie wissen möchten, wie es um die Gesundheit des Ungeborenen steht. Bisher war die risikoreiche Fruchtwasseruntersuchung dazu nötig, in Zukunft wird ein Gentest aus dem Blut der Mutter die Gene des Embryos offenlegen. Bereits in der 10. Schwangerschaftswoche müssen die Eltern dann entscheiden, ob sie ein behindertes Kind behalten möchten oder nicht.

Noch ist dieser Test als Standarduntersuchung Zukunftsmusik, weil er zu teuer ist. Aber es ist wohl eine Frage der Zeit, bis die Kosten durch eine bessere Technik auf ein vertretbares Niveau gesenkt werden.

Es ist abzusehen, dass immer mehr Eltern, bereits vor der Geburt wissen möchten, ob ihr Kind einen Genfehler hat oder nicht. Und es ist bereits jetzt abzusehen, dass die Zahl der Abtreibungen steigen wird, weil der Test zu einem sehr frühen Zeitpunkt in der Schwangerschaft durchgeführt werden kann.

Jeremia konnte selbst noch sagen: *Ach, Herr HERR, ich taue nicht zu predigen; denn ich bin zu jung.* Wer würde ihm denn zuhören, diesem jungen Mann? Wenn Gott doch etwas bewegen wollte durch einen Propheten, dann

müsste er schon einen anderen schicken – eine bedeutende Person, einen starken Charakter, jemanden mit Rang und Namen. Aber doch nicht ihn!

Hinter diesen Worten steckt eine große Portion Angst:

Angst vor der Größe der Aufgabe.

Angst vor den Reaktionen seiner Mitmenschen.

Angst vor dem Versagen.

Die Embryonen, die abgetrieben werden, kommen nicht so weit, sich vor Gott herauszureden. Für sie reden andere:

„Das Kind wird nie gesund sein. Es wird ein Leben lang Hilfe brauchen. Das schaffen wir nicht,“, sagt die Angst der Eltern.

„Ich möchte Sie ausdrücklich darauf hinweisen, dass Ihr Kind eine Behinderung haben wird. Sie haben die Möglichkeit, es abzutreiben,“ sagt die Angst der Ärzte, weil sie haftbar gemacht werden könnten, wenn sie die Eltern nicht deutlich genug aufgeklärt haben.

„Man sollte doch diesen Menschen das Leiden lieber ersparen,“ sagen die Stimmen der Gesellschaft, die Angst haben mit dieser Seite des Lebens konfrontiert zu werden.

Gott lässt Jeremias Einspruch nicht gelten: *Sage nicht: »Ich bin zu jung«, sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen alles, was ich dir gebiete.* Fast schon schroff weist Gott Jeremias Bedenken zurück.

Stattdessen gibt er seinem jungen Propheten deutlich zu verstehen: „Wo ich dich hinsende, da gehst du hin; und was ich dir sage, das wirst du auch predigen.“ Das ist eine klare Ansage. Da gibt es nichts mehr zu verhandeln. Es ist eine schlichte und einfache Anweisung. Und das ist hart – einerseits.

Andererseits kann sich Jeremia daran orientieren. Er weiß, was er nun zu tun hat. Ob er dafür der richtige ist, muss er nicht entscheiden. Ob er die notwendigen Fähigkeiten hat, darüber muss er sich nicht den Kopf zerbrechen. Das ist Gottes Sache!

Genau zu wissen, was man tun soll oder lieber lassen sollte, das ist die Schwierigkeit. Wir haben heute so viele Möglichkeiten, dass wir Entscheidungen treffen müssen. Das trifft besonders auch auf den Bereich der Medizin zu. Es gibt heute vielmehr Möglichkeiten als früher. Die Gentests an Ungeborenen sind ein Beispiel dafür. Es sind Möglichkeiten, von denen wir abwägen müssen, ob wir sie nutzen wollen oder nicht. Und wir als Christen und Christinnen müssen uns auch fragen: Wo darf ich die Möglichkeiten der Medizin nutzen, und wo sind sie womöglich gegen Gottes Willen? Bei unserer Frage, ob man Embryos wegen eines genetischen Fehlers abtreiben darf, kommt die Mehrheit der Christen zu der Überzeugung, dass eine Abtreibung gegen Gottes Willen ist.

Und das ist eine harte Meinung! Die Härte dieser Haltung spürt man wohl erst, wenn man plötzlich selbst vor einer solchen schwierigen Entscheidung steht – einerseits.

Andererseits kann man sich an einer Überzeugung, die aus dem Glauben heraus entspringt, genau in solchen Konfliktfällen eben auch orientieren.

*Du sollst gehen, wohin ich dich sende, ...* Gott wäre ein unbarmherziger Gott, wenn er Jeremia nur in die Ungewissheit seines Auftrages schicken würde. Gott hängt noch etwas an seine Rede an: *Fürchte dich nicht vor ihnen; denn ich bin bei dir und will dich erretten.*

Gott weiß wohl, was er Jeremia zumutet. So wie er seinen jungen Propheten von Anfang an kennt, so kann er auch sein Volk einschätzen, das mit den Botschaftern Gottes äußert erbarmungslos und grausam umgehen kann. Es ist zu erwarten, dass es Jeremia auch so ergehen wird. Daher verspricht Gott ihm: „Aus ihren Händen werde ich dich erretten. Du brauchst dich nicht zu fürchten.“

Trotz dieser Zusage wird Jeremia noch viele Male in seinem Leben an seinem Auftrag verzweifeln. Er wird mit Gott hadern. Ja, er wird sogar den Tag seiner Geburt verfluchen, weil es ihm als Gottes Botschafter so schlecht geht.

Keine Schwangere muss „Halleluja“ rufen, wenn sie erfährt, dass ihr Kind mit einer Behinderung auf die Welt kommen wird.

Die Angst vor der Zukunft darf sein.

Die Freude über die Schwangerschaft darf deswegen vergehen.

Das ist in Ordnung so. Die werdenden Eltern brauchen ihre Zeit, um ihren Wunsch von einem rundum gesunden Baby zu Grabe zu tragen.

Und sie brauchen jemand, der ihnen sagt: „Fürchtet euch nicht! Wir sind für euch da. Wir werden euch nicht schief anschauen, weil ihr ein behindertes Kind bekommen habt. Sondern wenn ihr uns braucht, kommen wir und helfen euch.“

Es braucht seine Zeit, bis Menschen in den Auftrag Gottes einwilligen können. Da darf gehadert und geschimpft werden – auch mit Gott. Und erst wenn dies geschafft ist, sind die Menschen bereit, für den konkreten Auftrag Gottes anzunehmen.

Erst nach Jeremias Einspruch und Gottes Zuspruch, erst jetzt kann Gott genau formulieren, welche Aufgaben er für Jeremia vorsieht: *Siehe, ich lege meine Worte in deinen Mund. Siehe, ich setze dich heute über Völker und Königreiche, dass du ausreißen und einreißen, zerstören und verderben sollst und bauen und pflanzen.*

Ausreißen und einreißen, zerstören und verderben soll Jeremia. Nur am Ende, als Nachsatz, wird noch bauen und pflanzen erwähnt. Es ist eine destruktive Aufgabe, die Jeremia da hat. Im Auftrag Gottes muss Jeremia scharf kritisieren, wie sich das Volk verhält. Ja, das Volk soll angeklagt werden wegen seiner sittlichen und religiösen Verderbtheit. Es braucht nicht viel Phantasie, um heraus zu hören, dass das kein Traumjob ist.

Scheinbar hat Gott dazugelernt und schickt uns heute keine solchen Propheten mehr, die mit einer Pädagogik des Schimpfens und Drohens versuchen, uns zu verändern. Gott schickt uns heute Kristin, Roland, Tim und viele andere, Kinder und Erwachsene mit Behinderung.

Das sind Propheten, die ganz sanft unsere Vorstellungen und Maßstäbe vom erfolgreichen Leben *ausreißen und einreißen*, einfach weil sie selbst ganz anders sind.

Sie sind Propheten, die die Vormachtstellung des Leistungsprinzips *zerstören*, weil sie es schlichtweg nicht kennen.

Sie sind Propheten, die uns den Wunsch nach einem Leben voller Unbeschwertheit *verderben*, weil eben eine Behinderung trotz all der bereichernden Seiten eine Herausforderung bleibt. Die körperlichen Einschränkungen für sie selbst und die Belastung für ihre Eltern und Betreuer sind nicht klein zu reden.

Es sind Propheten, die mit ihrer Art zu leben, bei uns etwas Neues *bauen*. Sie zeigen uns, wie sehr man sich über ein einfaches Essen, über den Sonnenschein, über ein Lächeln freuen kann. Sie machen uns vor, dass man auf andere Menschen mit Freundlichkeit und Offenheit einfach zugehen kann. Sie haben ein unglaubliches Gespür dafür, wie es anderen geht.

Es sind Propheten, die uns in unser Herz eine Ahnung *pflanzen*, was es heißen könnte, nach Gottes Willen zu leben.

Der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.



## Preiskategorie Beste Predigt 2013 Dompfarrer Jörg Coburger

---



### Vita

Leipzig, Ort meiner Kindheit und Jugend.  
Stadt des Thomanerchores und des Gewandhausorchesters, und der am  
meisten unterschätzten Sprache der Welt.

Dort wurde ich am 6. Oktober 1959 als drittes von vier Kindern geboren.

Ganz selbstverständlich wurde ich auch dort eingeschult. Als ich in die  
Christenlehre geschickt wurde, dachte ich, alle haben solch eine große  
Erzählerin, wie ich sie hatte. Seit ich jedoch Dietrich Steinwede studierte  
und in meiner ersten Gemeinde alles selber machen musste, weiß ich, wie  
besonders gut die Katechetin war: Methodisch- Didaktisch vollkommen  
undurchschaubar, war sie eine Schauspielerin Gottes, erzählerisch genial wie  
Steinwede.

Im Konfirmandenunterricht wurde ich dann verunsichert, denn wir wurden  
vom Pfarrer getadelt und zensiert, wenn uns einmal etwas Frommes heraus-  
rutschte. Zu meinen Erfahrungen gehörte, dass ich mich auf dem  
Sozialistischen Schulhof *und* im Konfirmandenunterricht meines Glaubens  
verteidigen musste.

Ich lernte: Schäme dich des Evangeliums nicht!

In der Friedhofsruhe der DDR sagte ich: „Ich möchte so gern einmal in einer Schmelztiegelzeit leben.“ Dieser Wunsch hat mir Gott im Herbst 1989 erfüllt. Nun üben wir nach Jahrhunderten Demokratie.

Ich lernte: Die Mächtigsten Menschen sind nicht die mit dem meisten Geld, sondern die, die Macht des Definierens haben. Der Kampf um Deutungshoheiten war nach 1989 schnell entbrannt.

Ein normales Abitur gab es für mich nicht. Ich wollte mit sechzehn Jahren nur Trompeten bauen. Das hat nicht funktioniert. In einem anderen guten Handwerk, nämlich dem Werkzeugmaschinenbau bin ich angekommen. Habe auch als Hilfs-Pfleger gearbeitet, als Topfwäscher, ( leider nicht als Tellerwäscher ) als Galvaniseur, als Schichtarbeiter einer Kugellagerfabrik, in einem Holzveredlungswerk.

Immer hat mir Jesus Christus, der Menschenfreund, Freunde geschenkt, die meinem Glauben halfen. Ich fand eine lebendige Junge Gemeinde, in der durch meine Zeit im Mitarbeiterteam unter dem Neutestamentler Christoph Kähler alle meine Fragen um Gott und die Welt loswerden konnte. „Du musst Theologie studieren“ empfahl Kähler später. Am Theologischen Seminar Leipzig ging's los, dann bis 1985 am Theologischen Seminar Paulinum in Berlin. Gern nenne ich die Namen drei meiner Lehrer, die mir die Freude an der Theologie zeigten:

Christian Bunnens ( Homiletik )

Traugott Vogel ( Systematik )

Matthias Köckert ( AT )

Mein Lehrvikariat war bei Wolfgang Wohllebe am Wurzener Dom.

Ich lernte: Forsche Reden führen, heißt nicht prophetisch reden!

Eine Sehnsucht ist noch keine Berufung. Also galt es in der Vikariatszeit abermals zu prüfen, ob der kommende Weg ins Pfarramt nicht nur eigenmächtig gewählt war.

Ich lernte: Hab keine Angst um dich selbst. Gott wird dich retten.

Meine Frau Sylvia, Therapeutin und Erzieherin – wieder ein Gottesgeschenk zu richtigen Zeit- lernte ich im August 1980 kennen.

Am 30. Juni 1984 war Hochzeit. Unser Kindersegen hat drei Namen: Richard, Luise und Ludwig.

Dass meine Ordination ebenfalls an einem 30. Juni ( 1987 ) war, wurde vom Landeskirchenamt sicher nicht theologisch reflektiert, aber wir beide machten uns so einige Gedanken...

1992 ging ich nach Chemnitz. Problemviertel Sonnenberg. Bischof Hempel warnte mich: „Kirche kaputt, Gemeinde zerstritten.“ Ein Kirchenvorsteher nahm mich vertraulich beiseite: Weshalb ich gekommen sei, ob ich was angestellt habe?

Im Sommer 2003 begann ich meinen Dienst als Domprediger in Freiberg. Diesmal nahm mich niemand beiseite.

Den Neuaufbau der Universitätsgottesdienste nach fast 150 Jahren, galt es gemeinsam mit dem Rektorat gegen einige Widerstände im Kollegium zu etablieren, ein gotischer Dom muss sich touristischen Ansprüchen stellen, zwei Altenheime, Diakonie-Stift, eine Filialgemeinde, die Leitung der Kirchl. Verwaltungszentrale, gemeinsame literarische Programme am Stadt-Theater:

Ich lernte: Gute Kultur braucht gute Theologie, gute Theologie braucht gute Kultur!

Und da waren Öffentlichkeitsarbeit, Pressekontakt, Themen zum Luther-Jubiläum, Veranstaltungsorganisation; immer gilt es als Kirche kenntlich zu bleiben und nicht austauschbar zu sein, denn die Kirche ist offen für alle, aber nicht für alles!



**Preiskategorie Beste Predigt 2013**  
**Dompfarrer Jörg Coburger**  
**16.06.2013 im Freiberger Dom**  
**Predigt über Lukas 19, 1-10**

---

Lebensgeschichten.

Zachäusgeschichten.

Unzählig, wie Menschen einmalig, nichts wiederholbar.

Die Lebensgeschichte des Bernd Z.

Ich wurde zum Trauergespräch gebeten.

Übermorgen soll er zu Grabe getragen werden.

Frau M. steht bei "Hinterbliebene/Ansprechpartner" auf dem Formular; wer Bernd Z. ist, weiß ich überhaupt nicht. Eine Bibliothek aus Ereignissen, Verstandenes und Gelungenes und Dunkles, viele Dinge, die nur ganz alleine bei Gott ganz und vollständig sind, nicht so bruchstückhaft, wie wir Menschen es sehen können.

Wer war Z.? Erinnerung, die schöne Lügnerin. Und mit einem Mal habe ich neu verstehen gelernt, was es heißt, der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Ja, verlorene Seelen, sicher, aber nicht auch verlorene und vergessene Lebensgeschichten? Also bringt der Menschensohn, der in dem Abgrund tiefster Schuld sein Licht hinterließ, auch in dieses Leben hier Licht und Klarheit hinein?

Frau M. legt vor uns ein Foto auf den Tisch, noch wie früher, mit gezackten Rändern.

Darauf steht "Foto Geising, Benndorf".

Ich weiß, das liegt in Thüringen.

Dort in der Gegend waren 1945 zuerst die Amis, dann kamen die Russen.

Das war in Potsdam so ausgemacht worden, was wem gehören soll.

Auf dem Bild ist ein kleiner, leicht schielender Mann zu sehen; geradezu anmutig liegen seine dünnen Hände auf einer Stuhllehne auf, halb

dahinterstehend schaut er im Seitenprofil mit schönem vollem Haar wie staunend und durchaus nicht ängstlich in Richtung Fotograf.

So war er offenbar hingestellt worden, das wurde um diese Zeit so gemacht, denke ich.

Und bei der Tochter vom Bürgermeister und noch einer anderen hätte er Chancen gehabt, erzählt sie mir. Seinen Erzählungen nach habe er immer von zu Hause einen Geruch im Gedächtnis gehabt, der ihm als Kernseife im Gedächtnis geblieben war, und dass seine Mutter in der Familie oft, selbst wenn er dabei war, sagte: "Hüte dich vor kleinen Männern! Er sei dann noch kleiner geworden. "Die sind gefährlich, weil sie immer größer und wichtiger sein wollen, als sie sind." Und danach folgten von seiner Mutter lange Minuten mit Staccato-Worten zwischen ihren Zähnen.

Frau M.: Eines Tages war dann auch der Name gefallen.

Bernd Z. Von ihrer Freundin.

Die Freundin: "Einer von den Schweinen, die mithalfen, welche ins Lager zu bringen."

Zusammen mit den Russen hatte 1946 die KVP eine Gruppe gebildet, müssen sie wissen, für die, als manche Deutsche alsbald Russisch konnten, es sich durchaus lohnte, darauf aufzupassen, wer auffällig war oder besser noch, aus den Kasernen ausbrechen wollte, der Krieg war doch vorbei, endlich nach Hause in den Osten zu kommen. Fahnenflucht. War ja gefährlich, der Kriegszustand war von den Russen auch nach dem Krieg nie aufgehoben. Also immer eine Flucht quer durch Deutschland.

Die wurden wieder geschnappt.

Dafür brauchten Russen aber Hilfe von Unseren.

Die sind dafür mit Extras und Wohnungen, sogar mit Autos und irgendwelchen anderen Sachen entlohnt worden, Mangel und Bedarf gab es ohnehin genug.

Und Frau M. erzählt noch weiter:

1945 war dieser Bernd Z. gerade aus der Schule gekommen, er war schon siebzehn.

Besser gesagt, hatte mehr abgebrochen, versäumt und wiederholt, was mit Unterrichtsausfall, Bombenalarm, gefallenen oder vermissten Lehrern zu tun hatte und seinem Problem, was zu Kopieren.

Bernd Z., mit Ach und Krach Achtklassenabschluss, ging vom VEB Kohlehandel als Heizer zum Rat des Kreises, überall hingen jetzt rote Fahnen und Bilder von Stalin und Grotewohl.

Dort suchten sie jemand, der durch die kleinen und engen Zwischengänge passte, wenn Kohlenlieferung kam oder die Füchse mit dem langen Eisenbesen vom Ruß zu reinigen waren.

Z. bekam Bestnoten.

Alle mochten ihn, er kam nie zu spät.

Und verschwiegen war er auch! Er soll auch zum Aufbauen Judo-Training gekriegt haben.

Sie hat das Bild nun vor sich liegen, streicht manchmal die Ecken glatt.

Wenn nachts heimlich eine Schwarzlieferung kam, sagt sie, die Autos natürlich immer ohne Licht, lag sein Kellerschlüssel immer an der verabredeten Übergabestelle hinter den Kohlen.

Keine Flasche Schnaps, Zigaretten oder Nylonstrümpfe fehlten am nächsten Tag oder waren kaputt; dabei war es üblich, ein paar Anteile abzuzweigen.

Gut so, denn den Cognac roch man noch am nächsten Morgen im ganzen Treppenhaus, da kannste noch so putzen.

Und er konnte sich stets darauf verlassen, hinter dem schmalen Schlitz unter dem Treppenschacht etwas für sich zu finden, mal Fleischkonserven mit Ami-Schrift drauf, auch mal sogar etwas Frisches. Das ließ sich alles umsetzen oder auch selber verwenden.

Nach einer kurzen Pause, vor uns liegen noch andere Fotos, Frau M. hatte Tee gemacht:

Manchmal muss es nachts irgendwie geschossen haben.

Niemand wusste was Genaueres.

Ob's was Ernstes war oder die Russen nur wieder gesoffen hatten.

Da war dann immer in der Ansorg-Villa bis frühmorgens Licht und draußen mussten im Jeep die Fahrer warten. Drushba. Freundschaftstreffen.

Ab und zu ließen sie im Frost vorsichtshalber die Autos an oder gleich durchlaufen.

Meine Mutter hat einmal einem Fahrer was zu Essen gebracht, der musste dort stundenlang warten. Er hatte es nicht genommen, die einfachen Soldaten durften nichts annehmen. "Wergieftet" machte meine Mutter nach "Er hat nach den Brotpacket geschlagen."

Und nach einer kleinen Pause: "Vollgekotzt haben die das ganze Auto, und der Fahrer musste es wegmachen"

Einmal waren Schüsse gefallen, aber diesmal war gar kein

Freundschaftstreffen, kein Licht im großen Saal oder sonst wo beim Rat

des Kreises.

Das war auch die Zeit, als Bernd Z. nicht mehr heizen musste, sondern nach oben durfte. Eigenes Zimmer, eigener Schreibtisch.

Er ging jetzt im Anzug.

"Das Schwein" war Verbindungsmann zu den Russen geworden.

Musste nicht mehr heizen und Asche schleppen und so.

Er schrieb jetzt.

Berichte.

Unauffällig.

Auffälliges.

Nun war Ruhe.

Keine Schüsse mehr.

Keine Fahnenflucht mehr.

Auf Z. war Verlass.

Dann hatten sie Parterre aus dem Nachbarhaus in aller Herrgottsfrühe den Gustav abgeholt, weil er angeblich einen Russen versteckt hatte. Seine Kinder haben das ganze Haus zusammengebrüllt. Wer ihn gemeldet hat...?

Sie zieht die Schultern hoch und schaut durch mich hindurch.

Danach zog Bernd Z. um.

Ins Nachbarviertel.

Dort waren die Wohnungen fast nicht zerbombt und die meisten Scheiben noch drin.

Und in den Straßen standen schöne alte Bäume und es gab richtige Gaslaternen, mit Glas drin. Und bald hatte er auch einen eigenen Fahrer.

---

Gestern nun haben wir Bernd Z. begraben.

Niemand war gekommen.

Ich sollte kommen, aber "ohne Talar, ganz persönlich und rein privat", nicht als Pfarrer kenntlich, aber er habe sich –angeblich, denke ich – einen Pfarrer gewünscht. Nun gut.

Nur Frau M. ist am Grab.

Ihre Enkelin hatte sie im Rollstuhl hinggebracht.

Wir haben uns aus der Schule gekannt.

Bernd war immer so leicht zu erschrecken.

Er hatte sonst niemand.

Sie hatten später einmal zusammen in den Urlaub gewollt, aber am Tag vorher hatte Bernd Z. alles abgesagt.

Aber er hatte nicht aufgehört, ihr Blumen zu bringen.  
Und sie waren auch zusammen in Konzerten, am liebsten Orgel, betont sie mit erhobenem Zeigefinger.  
Dann sei ihre Mutter krank geworden.  
Es gab ein Medikament, das ihr helfen könnte, sagte der Arzt. Aber nur im Westen, für Westgeld. Sie bekam es. "Mama hat noch schöne sieben ein halb Jahre gelebt, sagt sie.  
Und auf meine fragenden Blicke wegen der Westmedikamente hin:  
Nein, nein, in der Partei seien sie nicht gewesen.  
Und ganz leise: Ich weiß, dass er sie besorgt und bezahlt hat, die ganze Zeit.  
Der offizielle Kurs war eins zu vier Westmark, wissen sie, aber in Wahrheit waren es sogar bis einszehn. Beziehungen!  
Einmal wollten wir tanzen gehen, nein, ich wollte es eigentlich.  
Er hatte so schöne, weiche und leise Bewegungen.  
Er war fast ein Kopf kleiner als ich - und das bei meiner Figur!" Sie lacht.  
Es wurde nichts. Nachts bekam ich dann Anrufe.  
Ich hörte ihn am anderen Ende atmen. Bernd, bist du das?  
Ich wusste es genau. Er war einfach zu feig, immer nur feig.  
Bis ich eines Tages, zugeben, ich hatte was getrunken, einfach "Ich hab dich lieb" sagte.  
Sein Schweigen war tötlich.  
Wer dran war, fragte meine Mutter jedesmal.  
Als sie wegen ihres Kehlkopfes schon fast nicht mehr reden konnte, sagte sie einmal mehr zu sich selbst:  
"Ich weiß sowieso dass der das immer ist, das Schwein."  
Das mit dem Schwein hatte ich genau gehört, aber sie stritt es anschließend ab.  
Er legte immer nach ein paar Sekunden auf.  
Einmal hätte er mich beinahe geküsst.  
Ihre Rehaugen leuchten.  
Ich habe den Eindruck, dass ihre Enkelin das auch alles zum ersten Mal hört.  
"Wir waren zum Freitagskonzert in Michaelis.  
Er war wütend über den Pfarrer, weil der nach jedem Satz wie eine Schallplatte sagte:  
'Aber das muss jeder für sich selbst wissen, aber das muss jeder für sich

selbst entscheiden." Seitdem hieß er bei uns immer nur 'die Schallplatte'.

Aber das andere aus der Bibel wusste Bernd noch.

Also das mit den zwei Söhnen.

Wo der eine mit seinem Erbe gegangen ist und hatte dann bald nichts mehr, sie wissen schon, Partys und Weiber und so...

Und die ganze Zeit hat sein Vater auf ihn gewartet.

Und ihn umarmt, als er ihn wiederhatte.

Und der andere Bruder zu Hause, wo er nun aus der Fremde total kaputt zurückkommt, hatte über seinen eigenen Bruder gesagt: 'Wer sich mit Schweinen abgibt, wird selbst dreckig. Einmal Schwein, immer Schwein.'

Da habe ich es neben mir in der Bank an seinen zitternden Schultern gemerkt. Bernd hat weggeguckt und geheult. Sein Rücken war gegen mich.

Das war die Zeit, als meine Mutter die teuren Spritzen aus dem Westen kriegte, ich weiß es, er hat's die ganze Zeit alles besorgt. Ich habe seine

Hand genommen. Wir waren dann bei ihm zu Hause. Mehr war's ja nicht.

Aber er war sicher glücklich, irgendwie eben. Wenn es verlorene Seelen

gibt, dann war Z. eine. Und nun hat ihn Gott gerufen. Und sie fügt noch

hinzu: Ich kann nicht mal vom ihm sagen, ob er das geglaubt hat. Aber ich weiß, dass Jesus ihn trotzdem will.

Wir verabschieden uns.

Der Friedhofsmitarbeiter schaute auffordernd;

er wollte die Urne Freitag Nachmittag noch schnell zumachen.

Und ich weiß, sie wird für ihn beten, auch wenn sie das nicht gesagt hat.

Und ich weiß, alles Versäumte blüht noch einmal auf.



**Sonderpreis 2013**  
**Beste Predigt zur Jahreslosung 2013**  
**(Hebräer 13,14)**  
**Klinikpfarrer i.R. Helmut Herberg**

---

**Vita**



Am 23. 10. 1943 wurde ich in Altenhundem ( Sauerland ), heute Lennestadt, als zweiter Sohn der Eheleute Erich und Marie Herberg geboren. Die Kindheit war geprägt von materieller Armut. Unser "Spielzimmer" war der Bach vor der Haustüre, die Wiese, der Wald ... .  
In Lennestadt habe ich das neusprachliche Gymnasium besucht und 1964 Abitur gemacht. Studienorte der Evang. Theologie waren Berlin, Tübingen, München und Münster. 1970 habe ich mit dem Examen an der Universität Münster abgeschlossen.  
Seit 1970 bin ich mit meiner Frau Margot, sie ist Apothekerin, verheiratet. Wir haben vier erwachsenen Kinder und vier Enkelkinder. Ich war 20 Jahre Gemeindepfarrer in Mengen und Ulm und 15 Jahre Klinikpfarrer an der Med. Klinik der Universität Ulm und lebe seit 2008 im Ruhestand.



**Sonderpreis 2013**  
**Klinikpfarrer i.R. Helmut Herberg**  
**29.03.2013 in der Justizvollzugsanstalt in Ulm**  
**Predigt über Hebräer 13, 12–14**

---

**zum Karfreitag 2013**

*"Darum hat auch Jesus, auf dass er heiligte das Volk durch sein Blut, gelitten draußen vor dem Tor. So lasset uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen. Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir" (Hebr.13,12–14).*

**Hier draußen gehört ihr dazu**

Liebe Gemeinde,  
jeden Abend geht er an jenem hell erleuchteten Nobellokal in der Fußgängerzone vorbei, schaut durch die Fenster und denkt: Einmal da drin sitzen! Essen, was und so viel du willst! Einmal! Und dann geschieht es: Die etwas ältere Frau, sie hatte ihn schon oft so dastehen sehen, fasst sich ein Herz und lädt ihn ein: "Kommen Sie, ich lade Sie ein! Sie sind heute Abend mein Gast. Ich bin allein, Sie sind allein. Kommen Sie!"

Er weiß nicht, wie ihm geschieht. Gerät ins Stottern. "Nein, nein! Wissen Sie, ich gucke nur, ob..." "Ach was, kommen Sie!" sagt sie, hakt ihn ein und sie betreten das Lokal. "Sie können sich auswählen, was Sie wollen. Sie sind mein Gast!"

Er studiert die Speisekarte, erschrickt über die Preise. Davon muss ich eine Woche lang leben, denkt er. So viel wie ich in einer Woche fürs Essen ausbe, kostet hier ein Menü! Sie merkt sein Zögern. "Was", fragt sie, "haben Sie denn als Kind so gerne gegessen?"

"Suppen", antwortet er spontan. "Und?" fragt sie weiter, "was noch?" Er

schaut wieder auf die Speisekarte und erschrickt, Buchstaben und Zahlen mischen sich ineinander. Er kann nichts mehr lesen. Verwirrt fährt er sich übers Gesicht. "Zuhause, meine ich", fragt die Frau, "zuhause?" "Ich", sagt er leise, "ich hab kein Zuhause."

Wieder blickt er auf die Speisekarte. "Jägerschnitzel", sagt er dann.

"Jägerschnitzel würde ich gerne essen, mit frischen Pfifferlingen, wissen Sie, die habe ich als Kind gesammelt." Das billigste Menu hat er sich ausgewählt, er ist so bescheiden, denkt sie, winkt dem Ober und bestellt: Einen großen Salatteller für sich und Menü I, mit Suppe, Jägerschnitzel und Obstsalat für ihren Gast.

Er versucht, das an den Ärmeln zerschlissene Hemd umzukrempeln. Er schämt sich. "Lassen Sie nur!", sagt sie, "es ist alles gut!"

Schweigend sitzen sie einander gegenüber. Er schaut sich um. Beobachtet, sieht, hört, nimmt alles in sich auf, genießt die Höflichkeit der Kellner. Ein Festessen, denkt er. Doch die Augen der Gäste an den Tischen sind matt.

"Draußen", sagt er nach einer Weile, "draußen, wenn wir essen, legen wir alles auf den Tisch und teilen. Laut geht's da zu. Nein, nicht alle teilen.

Manche verziehen sich auch mit ihrem Einkauf. Essen für sich allein, so wie die Menschen hier drin. "Spüren Sie?", fragt er und schaut dabei der Frau zum erstenmal in die Augen. "Die Menschen hier sind allein. Auch wenn sie zu zweit oder viert an einem Tisch sitzen. Und sie reden nicht wirklich miteinander!"

Sie schaut sich um und nickt. "Das ist immer so hier", sagt sie, "ganz normal."

"Ganz normal?", fragt er zurück. "Normal?" Sie nickt.

Das Essen wird aufgetragen. Er zögert anzufangen, ist verlegen. "Wenn wir essen", sagt er leise, nennt jeder zuerst seinen Namen. Ich meine, man kann doch nicht mit Fremden essen. Es schmeckt dann nicht."

Ist das, denkt sie, ein Trick, meinen Namen, womöglich noch meine Adresse zu erfragen? "Bernd, heiße ich", sagt er. "Anne" antwortet sie. "Ihnen, Anne, einen guten Appetit", sagt er lächelnd und beginnt zu essen.

Nach dem Essen erzählt er von sich, erzählt langsam, überlegt. Erzählt von seinem Vater, Chef einer großen Firma, dem er nichts recht machen konnte, von seiner Mutter, die dauernd krank war, an Depressionen litt. Er erzählt von seinem ehemaligen Beruf als Krankenpfleger, den er aufgeben musste, weil, wie er sagt, ihm alles zu nahe ging. Von seiner Umschulung als Versicherungskaufmann berichtet er. "Versichern", sagt er leise. "Sie

wollen sich gegen alles versichern und nicht wahrhaben, dass es hier in diesem Leben keine Sicherheit gibt. Verstehen sie, ich konnte diese Lügengeschichten von Sicherung gegen Krankheit, Altersarmut, verregneten Urlaub... nicht mehr verkaufen. Ich habe mich selbst gekündigt. Bin jetzt draußen!"

Plötzlich steht er auf. "Es wird mir hier zu heiß", sagt er. "Ich muss raus! Danke für die Einladung. Ich merke, ich gehöre hier nicht hin. Ich gehöre zu denen, die draußen sind."

"Was", fragt sie zurück, "was ist draußen noch anders?"

Er setzt sich nochmals hin. Überlegt.

"Draußen", antwortet er leise, "draußen brauchen wir einander. Und", er zögert, "ich weiß nicht, ob Sie das verstehen werden? Draußen wissen alle voneinander, dass wir in dieser Welt nirgends zu hause sind. Dieses Wissen macht frei! Und verbindet."

Er schweigt. "Na ja", fügt er dann beim Aufstehen hinzu, und streicht dabei über seine abgetragene Jacke, "dass ist die andere Seite dieser Freiheit! Doch ich möchte mit denen hier drinnen nicht tauschen. Oder manchmal doch? Sie haben mich mit Ihrer Einladung ein wenig verunsichert", sagt er, reicht ihr die Hand und geht.

"Sie mich auch. Sie haben etwas in mir angerührt, geweckt", wollte sie noch antworten, doch sie brachte kein Wort raus. Ihr Hals war wie zugeschnürt.

"Vielleicht sind wir hier drinnen, mehr draußen als ihr?" dachte sie und spürte, wie die Frage in ihr brannte.

Liebe Gemeinde, Jesus starb, so haben wir im Hebräerbrief gelesen, draußen vor dem Tor. Er starb da, wo er gelebt hat. Draußen! Bei denen, die auf Grund ihrer Krankheit ausgegrenzt waren, bei denen, die sich den normalen Lebensstandard nicht leisten konnten. Er starb draußen, wie die, die es nicht geschafft hatten, die religiösen Lebensregeln zu befolgen.

Und, so lesen wir, er heiligte das Volk. Heiligen bedeutet, Menschen in Gottes Nähe rufen. Er sagte ihnen zu: Hier draußen seid ihr bei mir richtig. Hier draußen gehört ihr dazu. Ihr gehört zur Familie der Söhne und Töchter Gottes. Er heiligt sie durch sein Blut, das heißt: Er tritt für seine Botschaft "ihr gehört dazu", mit seinem Leben ein. Ihr wisst wie ich, sagt er ihnen zu, dass wir hier auf dieser Erde kein zu Hause haben, Suchende sind.

Suchende sind aufeinander angewiesen, sonst verlaufen sie sich. Sie sind

auf Nähe angewiesen, sonst frieren sie. Sie sind auf Teilen angewiesen, sonst verhungern sie.

Suchende leben in der Hoffnung, dass es für sie ein zu Hause gibt. Der Schreiber des Hebräerbriefes nennt dieses Zuhause "Ruhe". "Es ist noch eine Ruhe vorhanden, dem Volke Gottes", schreibt er.

Ruhe das heißt Unterbrechung von Stress, ein Ablegen von allem, was uns in Unruhe versetzt

Einer der großen Theologen, Johann Baptist Metz, sagt: "Die kürzeste Definition von Religion heißt Unterbrechung." Unterbrechung der Gedankenkreisläufe, die sich in unserem Kopf drehen und uns quälen. Unterbrechung, Aussteigen, Abschalten. Dazu brauchen wir oft alle Kraft. Und, das weiß ich aus eigener Erfahrung, Unterbrechung braucht Zeit. Ich brauche mindestens zehn Minuten, um die zermürenden Gedankenkreisläufe zu unterbrechen. Unterbrechung erfordert Zeit und Regelmäßigkeit. Sie möchte gleichsam eingeübt werden, so wie zum Beispiel das Gitarrespielen.

Suchende werden verlacht, verkannt, abgeschoben, verachtet, verspottet, doch sie lassen sich in ihrem Suchen nicht beirren. Sie durchschauen die Fassadenwelt derer, die bei vollen Schüsseln über einen unverbindlichen small talk, einem seichten Geplapper, nicht hinaus finden und oft nicht mehr wissen, wonach sie sich sehnen, was sie wirklich suchen.

Suchende wissen, wonach sie sich sehnen. Und vertrauen darauf, dass Sehnsucht und Schmerz Gotteskräfte sind, die zur Erlösung führen. Sie verbieten sich jedoch, irgend einen Menschen als Nichtsuchenden fest zu legen. Suchende lesen in den Augen eines jeden Menschen die Sehnsucht nach Leben, nach Anerkennung, Wertschätzung und Liebe. Drinnen und draußen verwischen sich dabei, wie bei der Frau und ihrem Gast, dem Obdachlosen.

Suchende erinnern sich daran, dass Gott ihnen zusagt: "Wenn ihr mich von ganzen Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen" (Jeremia 29,13f ).



**Herausragende Predigten 2013**  
**Prof. em. Dr. Axel Denecke**  
**Jesus "über mir" "mir nahe" "in mir"**  
**Predigt zum Ostermontag**  
**01.04.2013 in der Hauptkirche**  
**St. Katharinen in Hamburg**

---



*Jesus "über mir" "mir nahe" "in mir" -*

**Persönliches Ostererlebnis in einem nächtlichen "Halbtraum"**

I

Von einem ganz merkwürdigen Erlebnis will ich Ihnen heute zu Beginn meiner Osterpredigt zunächst berichten. Es war vor etwa einem Jahr. Eine Tagung des Bonhoeffer-Vereins in Halle über das EKD-Positionspapier „Kirche der Freiheit“. Es war eine sehr bewegende Tagung. Heiße Diskussionen um das „Für und Wider“ mit –wie ich empfand– schlimmen Unterstellungen dem Referenten gegenüber. Ich war hochgradig erregt, sagte aber nichts dazu. Hatte ich doch den Referenten selbst eingeladen. Nachts im Hotel konnte ich nicht einschlafen. Alles ging mir noch einmal durch den Kopf, ich spielte durch, was ich hätte sagen sollen. Sie kennen so etwas sicherlich. Ich kam einfach nicht zur Ruhe. Morgens, es muss so zwischen 5 und 6 gewesen sein, ich lag im Halbschlaf, weiß nicht mehr ob ich schon schlief, noch wach war oder umgedreht, da kam mir einmal ein Lied / ein Gedicht in den Sinn. Kam nicht bewusst, kam ‚irgendwie‘ über mich oder auch in mir hoch, war auf einmal da, so als käme er gar nicht so recht von mir selbst. Ich war auf einmal wach, machte mir bewusst, was mir da in den Sinn gekommen ist, sprang aus dem Bett und schrieb es gleich auf, um es nicht wieder zu vergessen. Auf eine Postkarte, die gerade vor mir lag. Dann ging ich wieder ins Bett und schlief tief und ein.

Hier ist dies Gedicht, dies Lied:

*Du da  
Am Kreuz  
Hoch über mir  
Du da  
Am Kreuz  
Nah bei mir  
Du da  
Am Kreuz  
Tief in mir*

Was ist das? Was hat das mit mir zu tun? Und vor allem: was hat das mit uns, was hat das mit Ostern zu tun, unserem Auferstehungsfest? Ich will jetzt nicht von meinen Gefühlen, meinen seelischen Zustand berichten. Darum geht's nicht. Denn das Gedicht habe ich ja nicht bewusst produziert. Es ist mir ja eingegeben worden, vielleicht sogar mir gesandt, gar geschenkt. Also: Es ist nicht von mir. Habe zwar eine Vermutung, was dahinter steht als Tagesrest. Wir hatten u.a. über Bonhoeffers Kreuzestheologie gesprochen. „der leidende Gott am Kreuz – ohnmächtig und mir damit gerade ganz nah“, doch auch das lass ich jetzt beiseite. Heute ist ja Ostern und nicht Karfreitag, obwohl – das wissen Sie – man beides ja nicht voneinander trennen kann.

## II

Also ein Ostergedicht will ich Ihnen heute präsentieren

Erinnern wir uns zunächst kurz zurück, was da kalendarisch vor drei Tagen war, am Karfreitag, winterlich im gar nicht so frühlingsfrohen Hamburg.

*Du da – am Kreuz – hoch über mir*

Ja, das ist Karfreitag, damals und heute.

Damals, wir wissen es, Jesus am Kreuz, herausgedrängt aus dieser Welt, abgetrieben, man wollte ihn nicht haben, diesen König der Liebe und

Barmherzigkeit. Man hat seine Liebe und Barmherzigkeit nicht ausgehalten, weil sie so grundverschieden war von der eigenen Lebensweise. Weg also mit ihm. Spott, Hohn, Hasstiraden. Unsere Karfreitagslieder sind voll davon, übertoll „*Oh Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz und voller Hohn*“.

Und er? Da. Hoch oben am Kreuz, hoch über mir. Weit weg von mir. Als Mahnmal, alle mussten hoch blicken zu ihm, ihn anstarren, schon weit weg von ihnen war er.. Erhoben? Erhaben? Schon wie in einer anderen Welt? Oder ohnmächtig leidend?

Doch eben weit weg von den Menschen. Die Leute, so heißt es, hielten ihn nicht aus, dies Kreuz. Die Jünger flohen, enttäuscht, verwirrt. Seine Mutter und ein Jünger harnten weit unten aus, weit unter ihm und er gibt ihnen noch souverän Anweisungen, „Dies deine Mutter – dies dein Sohn“. Der Mann am Kreuz –hoch über mir – weit weg von mir – himmelweltenweit. Versteh ihn nicht, komme nicht ran an ihn. So erhaben, hoch erhoben, so souverän, auch noch in Schmerz und Leiden.

Verstehen Sie ihn? Wir werden ihn nie ganz verstehen. So damals.

So heute. Dieser Mann, hoch oben am Kreuz, weit über mir, ist das große Ärgernis unseres christlichen Glaubens. Da unterscheidet sich unsere Religion von allen anderen. Nicht Sieg, Triumph und Herrschaft, sondern Leiden, Ohnmacht, Dienstschaft sind Kennzeichen unseres Glaubens. Verrückt ist das. Damit ist ja kein Staat zu machen. Wer von uns will schon leiden und ohnmächtig sein? Ohnmächtig wie er, leiden wir er? Wir wollen doch letztlich alle gewinnen und den Sieg davon tragen. Oder? Ich muss jetzt gar nicht zu der berühmten Medienschelte ansetzen und auf die Triumphphantasien in unseren Fernsehkanälen verweisen, kennt ja jeder von sich selbst.

Und am Ende noch verrückter: Die gedankliche Kehrtwende. Der Besiegte wird zum wahren Sieger erklärt, der Ohnmächtige zum machtvollen König, der Leidende zum Überwinder allen Leidens. So sagt es unsere korrekte Kreuzestheologie. „*Jesus Christus herrscht als König*“. Kann das einer verstehen? Verstehen Sie das? Also nicht nur gedanklich, das mag noch angehen, wenn man um einige dialektische Ecken denkt, sondern auch innerlich, gefühlsmäßig, also tief im Herzen?

Also: Wenn ich ohnmächtig bin, bin ich in Wahrheit sehr mächtig. Wenn ich das Leiden aushalte, überwinde ich das Leiden. Wenn ich verliere, siege ich im Geheimen. Wenn ich schwach bin, bin ich stark. Verstehen sie das? Geht das? Ich will es verstehen, ahne, da ist was dran. Und doch ist es weit weg von mir, schwebt hoch über mir.

Eben: *Du da – am Kreuz – hoch über mir.*

Komme nicht ran an dich, du bist weit weg, mir weit voraus, krieg ich nicht hin, Leid und Ohnmacht und Niederlage flugs in Sieg und neue Stärke zu verwandeln. Krieg ich nicht hin, du da, hoch über mir, weit weg von mir, schon fast im Himmel, gleich steigst du auf und entschwindest. (so wie bei Joh Kreuz gleich in Himmelfahrt übergeht – Jesus Christus herrscht als König am Kreuz)

### III

Doch da ist die zweite Strophe, in der sich alles umkehrt.

*Du da – am Kreuz – nah bei mir*

Hallo, was ist denn das? Nicht mehr hoch über mir, nicht mehr mir entschwebend, nicht mehr mir Angst machend, weil so erhaben, so schon fast jenseitig, himmlisch. Sondern auf einmal „*nah bei mir*“. In der ersten Fassung des Liedes hatte ich noch geschrieben „*dicht neben mir*“, das dann doch durchgestrichen, war mir gar zu dicht, und geändert in „*nah bei mir*“. Einer, dem ich das Gedicht vorlas, sagte mir trotzdem noch. „Du, das ist mir zu nah. Ich leide ja nicht so wie Jesus. Kann, darf, will mich mit ihm nicht vergleichen“. Das verstehe ich. Doch darum geht's hier wohl nicht, als mir dieser Vers zufiel.

Nicht also so: Ich stehe leidenswillig nah bei Jesus, solidarisch mit ihm. Toll, was ich kann. Sondern: Er, der Leidende steht nah bei mir. Ganz nah bei mir. Er ist mir nicht fern, wenn ich leide, wenn ich ohnmächtig bin, wenn ich unten liege, getreten, verspottet, verlacht, missverstanden, wenn alles Strahlende, was ich so liebe, von mir abfällt wie ein im Spätherbst welkendes Blatt. Er ist dann bei mir, er kennt mich, kennt meine Angst, meine Schwäche, kennt meine Ohnmacht, kennt fehlende Zuversicht. Kennt das alles. Ist ihm nicht fremd. „*Nun, was du Herr erduldet, ist alles meine Last*“

lässt es Paul Gerhardt etwas altertümlich singen. Stimmt nicht ganz, denn er erduldet nicht meine Last, muss ich schon selber tun, nimmt er mir nicht ab. Aber steht bei mir, neben mir, stützt mich, wenn ich meine Last erdulde, wenn ich sie tragen muss. „*Gott ist bei mir am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag*“, so hat es einst Dietrich Bonhoeffer kurz vor seinem Tod beschrieben. Ja, Gott ist bei mir, nah bei mir, dicht neben mir, wie auch immer – ja das ist er.

Und alle leidenden und gedemütigten Menschen auf unserer Welt, die Weinenden und Verfolgten, die Strauchelnden und Misshandelten,

in den Hunger-Camps in Afrika

in den Favellas in Südamerika,

in den Gefangenen-Lagern in Syrien, Iran und anderswo

und auch all die anderen bei uns,

vielleicht sogar wir selbst

all diese wissen, wenn Sie ihre Seelen öffnen für Gott, dass Jesus am Kreuz neben ihnen steht, ihnen zwar alle ihr Leid nicht wegzaubern kann, aber bei ihnen ist, mit-leidend, mit-fühlend, mit-hoffend.

Das ist die Osterbotschaft des Mannes am Kreuz, der im Mittelpunkt unseres Glaubens steht, zu Recht im Mittelpunkt, auch wenn ich das alles gedanklich nicht fassen kann.

Vielleicht muss man es eben in der Sprache der Poesie oder der bildenden Kunst ausdrücken, wenn die Verstandeskünste da nicht weiter kommen. Es ist wirklich verrückt. Ich habe das Lied oder Gedicht in dem Hallenser Hotel schnell auf der Rückseite einer Ansichtskarte aufgeschrieben, die ich aus der Kirche mitgenommen hatte, weil ich nichts anderes auf die Schnelle zur Hand hatte. Wollte das Gedicht ja nicht gleich wieder vergessen. Die Karte stellt die Kreuzesszene dar, doch anders als wir sie kennen. Jesus am Kreuz, er löst sich von da oben „hoch über mir“, löst sich vom Kreuz, eine Hand schon nach vorn gestreckt, steigt herunter und kommt auf mich zu. Hochsymbolisch das Ganze, hochwahr das Ganze, kann jeder verstehen,

auch ohne große Worte, nicht wahr.

Genau das ist es, ja das ist es. *Du da – am Kreuz – nah bei mir (dicht neben mir)*. Ich glaube dies. Wir werden das Geheimnis des Kreuzes Jesu nie verstehen, innerlich verstehen, also mit Herz und Seele, wenn wir ihn nur „hoch erhaben – hoch über uns“ sehen. Dieser Jesus wird uns immer fern bleiben, ist höchstens was für dialektische Theologenkünste, die da Ohnmacht in neue Macht, Niederlage in Sieg umdeuten. Verstehe einer das noch.

Doch der Jesus, der vom Kreuz herabsteigt und sich dicht neben mich stellt, um mir ganz nah zu sein, damit ich ihm nahe sein darf, dieser Jesus ist die Mitte unseres Glaubens. Nichts an uns ist ihm fremd, nichts an uns ist ihm zu belanglos, zu ärgerlich, zu abwegig, zu ‚sündig‘, zu gottlos, als dass er es nicht auch kennt und aushält, damit ich standhalten kann. Und an dieser Stelle sage ich auch das, was ich sonst nicht gern sage. „für mich aushält“, stellvertretend für mich, weil ich es nicht hin kriege.

Das ist der Jesus, der vom Kreuz herabsteigt zu mir, zu dir, zu uns allen, um uns ganz nah zu sein – nichts Menschliches, Allzumenschliches, Ohnmächtigmenschliches, Leidens-menschliches ist ihm fremd. Und nicht nur ihm, Gott selbst ist es nicht fremd. Gott ist in Jesus, der vom Kreuz steigt, ganz nah bei mir, so wie es Bonhoeffer wunderschön in seinem Gedicht „Christen und Heiden“ sagt:

*Gott geht zu allen Menschen (zu allen!) in Ihrer Not – sättigt den Leib und die Seele mit Seinem Brot – stirbt für Christen und Heiden den Kreuzestod – und vergibt ihnen beiden“.*

Jesus steigt vom Kreuz herab – zu mir, zu dir – Auferstehung, Ostern beginnt.

#### IV

Daher nun der dritte Vers:

*Du da – am Kreuz – tief in mir*

Ja, was ist denn das? Das ist Auferstehung, das ist Ostern pur.

Auferstehung nicht als ein rational nicht fassbares Mirakel, wider die Natur,

über das ich wohlfeil fabulieren und spekulieren kann, wie aus einem toten Körper wieder ein neuer Mensch wird. Ganze Bibliotheken von Origenes über Augustin, Thomas, Luther bis hin zu Bultmann, Barth und Lüdemann wurden damit ja voll geschrieben. Doch darum geht es hier natürlich nicht, das wissen Sie ja auch.

Ich kann es nur so deuten: Der Jesus, in dem Gott da vom Kreuz steigt, um mir ganz nah zu sein (nicht ich ihm, sondern er mir), dieser Jesus will noch weiter. Er bleibt nicht neben mir stehen, er will, wenn ich es zulasse, in mich hinein, will ein Teil von mir werden, Teilhaber von mir, ohne mich dabei zu überrumpeln, mich als Person auszulöschen, will quasi nur als „Fremdarbeiter“ in mir wirken. Etwas Fremdes, was mir nicht gehört, auf das ich gar nicht stolz sein kann, ist ja nicht meine Leistung, sondern er in mir, hat sich eingenistet in mir, sein Geist, sein Lebensstil, seine Art zu leben, ja und auch zu sterben. Soll ein Teil von mir werden, will mich so verwandeln mit seinem Geist, ohne mir dabei meine Freiheit zu nehmen. Will sich ein „Nest“ in mir bauen. Verstehen Sie das? Geht das überhaupt? Wie kann das zugehen?

Paulus drückt es auf seine Weise so aus: *„Nun lebe nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir“*. Ja, so kann man es sagen, ist ein Versuch, dies sprachlich auszudrücken. Man spricht da auch von der Mystik des Paulus. Aber man muss gar kein Mystiker sein (ich jedenfalls bin keiner), um das zu begreifen, ja zu erfahren. Ich selbst würde es auch etwas anders sagen. *„Nun lebe nicht mehr ich allein vor mich hin, sondern Jesus, mein Christus lebt tief verborgen in mir mit“*.

Ja, das glaube ich, davon lebe ich und das ist für mich Ostern.

Dieser Jesus, der da ohnmächtig leidend am Kreuz hing, hoch über mir, der aber nicht hoch über mir bleiben wollte, sondern der herabsteigt vom Kreuz, und sich dicht neben mich stellt, mich berührend, mir seine Hand schützend auf Arm und Kopf legend, dieser Jesus schlägt sein Zelt auf in mir, in meinem Körper, nimmt da seine Wohnung, wird da geboren in mir, steht in mir auf, damit ich selbst aufstehen kann, aufrecht gehen kann, mit offenem Blick nach oben, nach vorn, nach unten, überall um mich herum. Kann die Welt um mich neu sehen.

Ostern – wir feiern das Fest der Auferstehung des Herrn. Wir feiern es recht allgemein in unseren Kirchenlehren und Kirchenliedern, gut und schön und auch wichtig. Aber wir feiern es vor allem so, dass es für einen jeden Einzelnen von uns gilt. Und wenn nicht für jeden Einzelnen, für mich und für dich gilt, dann feiern wir es vergeblich. Dann nützen auch alle frommen und klugen Worte darüber nichts. Nicht wahr?

*Du da – am Kreuz – tief in mir*

*Du da, der du in mir neu zum Leben kommen willst.*

*Du da, der du umsonst gestorben bist, für mich, wenn du in mir nicht neu geboren wirst. Du da, der du deinen Geist, deine Liebe und Barmherzigkeit und Langmut und Großmut und Geduld und deinen Eifer und deinen unerschütterlichen Glauben an Deinen Vater, an Deinen und mein Gott, in mich einsenken willst.*

*Du da, der du jeden Tag neu mich vom bleiernen Schläfe aufwecken willst, damit ich aufstehen kann, mein alltägliches Tagwerk frisch beginne.*

*Du da, der du mich aufrichtest, wenn ich falle, der du mir nahe bist in meinen Ängsten und Sorgen.*

*Du da, der du jeden Tag neu deinen Geist der Liebe und der Versöhnung in mich eingießen willst, damit werde mein Geist ein Teil von deinem Geist, angehaucht von dir, ein Hauch von Gott in mir.*

*Du da – am Kreuz – tief in mir*

Ja, so ist es. So soll es sein, so kann es sein, so muss es sein. So ist es. Das ist Ostern, wir feiern die Auferstehung des Herrn, heute am noch nasskalten Ostermontag in der Freien und Hansestadt Hamburg. „*Der Herr ist auferstanden, ja er ist wahrhaftig auferstanden – in mir, in dir und dir und dir*“



**Herausragende Predigten 2013**  
**Alrun Kopelke**  
**Heldinnen und Helden der Bibel.**  
**Jephtas Tochter – ein Karriereopfer.**  
**Predigt über Richter 11, 29–40**  
**22.07.2012 in der Andreasgemeinde**  
**in Niederhöchstadt**

---



Predigtreihe "Heldinnen und Helden der Bibel"

*Heldinnen und Helden der Bibel. Jephtas Tochter – ein Karriereopfer.*

Da nahm der Geist des HERRN Besitz von Jephta, und Jephta durchzog das ganze Gebiet von Gilead und Manasse. Dann kehrte er nach Mizpa in Gilead zurück, um von dort in den Kampf gegen die Ammoniter zu ziehen. Vorher legte er ein Gelübde ab und versprach dem HERRN: »Wenn du die Ammoniter in meine Hand gibst und ich wohlbehalten nach Hause zurückkehre, soll das, was mir als Erstes aus der Tür meines Hauses entgegenkommt, dir gehören. Ich will es dir als Opfer auf deinem Altar verbrennen.« Dann zog Jephta in den Kampf gegen die Ammoniter und der HERR gab sie in seine Hand. Jephta brachte ihnen eine schwere Niederlage bei und nahm ihnen das Gebiet von Aroër bis nach Minnit und Abel-Keramim ab, insgesamt 20 Städte. So zwang der HERR die Ammoniter vor den Israeliten in die Knie. Als nun Jephta zu seinem Haus nach Mizpa zurückkehrte, wer kam da aus der Tür? Seine Tochter, seine Einzige! Er hatte außer ihr keine Kinder. Sie trat aus dem Haus und kam ihm entgegen, dabei tanzte sie und schlug das Tamburin. Als er sie sah, zerriss er sein Gewand und rief: »Ach, meine Tochter, du stürzt mich in tiefstes Leid! Dass du es sein musst! Was für einen Schmerz fügst du mir zu! Ich habe dem HERRN mein Wort

gegeben und kann es nicht zurücknehmen.« Sie aber sagte: »Mein Vater, wenn es so ist, dann tu an mir, was du nun einmal ausgesprochen hast. Der HERR hat dir ja auch den Sieg über deine Feinde, die Ammoniter, geschenkt.« Dann fügte sie hinzu: »Gewähre mir nur eine Bitte! Lass mich noch zwei Monate leben. Ich möchte auf die Hügel dort unten gehen und mit meinen Freundinnen darüber weinen, dass ich unverheiratet sterben muss.« »Geh nur«, sagte ihr Vater und gab ihr zwei Monate Zeit. So ging sie mit ihren Freundinnen auf die Hügel, um zu weinen. Als die Frist verstrichen war, kehrte sie zu ihrem Vater zurück, und er tat an ihr, was er dem HERRN versprochen hatte. Sie war noch eine unberührte Jungfrau, als sie starb. Daraus entstand der Brauch in Israel, dass die jungen Frauen einmal in jedem Jahr hinausgehen und vier Tage lang die Tochter Jephtas aus Gilead beweinen.

(Übersetzung.: Gute Nachricht Bibel)

-----

Viele biblische Geschichten habe ich als Kind gehört, diese wurde mir nie erzählt. Und als ich sie vor wenigen Jahren zum ersten Mal in der Bibel las, war ich sprachlos. Sie erschien mir so seltsam archaisch, lieblos, brutal.

Ich musste sie ein paarmal lesen, weil ich das nicht glauben konnte. Opfert da tatsächlich ein Vater seine Tochter, er bringt sie um – und zwar um Gottes Willen? Manche lesen das auch so, dass die Tochter am Leben blieb, aber nie geheiratet hat. Oder dass sie in den Tempel-oder Kultdienst ging, und deshalb nie einen Mann hatte. Aber im Text steht schon, dass Jephta „ihr tat wie er gelobt hatte“ – es wirkt fast so, als hätte auch der Redaktor; der diese Geschichte im Richterbuch niedergeschrieben hat, selbst seine Mühe damit gehabt.

Jephta opfert seine Tochter als Brand- oder Rauchopfer- als ich das begriff, war ich richtig wütend. Warum passiert zur Rettung der Tochter nichts Himmlisches, wie bei Isaak? Warum greift Gott nicht ein? Ist Jephtas Tochter weniger wert als der Sohn Isaak? Ist das mal wieder diese Männer-Gesellschaft, die sich auch in der Bibel widerspiegelt? Und hat das auch noch Gottes Segen?

Jephta und seine Tochter – Was ist das für eine Geschichte? Ist sie wirklich passiert?

In der heutigen Wissenschaft wird allgemein davon ausgegangen, dass es einen Brauch gab, bei dem in Israel junge Frauen gemeinsam feierten, auf irgendeine Weise dabei auch klagten. Die Geschichte von Jephtas Tochter gilt als die Ursprungslegende dieses Festes. Ob sie sich also wirklich so zugetragen hat, sei dahingestellt, aber diese Geschichte hat Eingang in die Bibel gefunden, und so stellt sich für uns heute die Frage, was sie uns sagen kann. Uns im Heute, in einer Zeit, die so völlig anders ist – oder so scheint.

Die Zeit damals ist die sogenannte Richterzeit – etwa 1200 Jahre vor Christus. Es gab sesshafte israelische Familienstämme, aber noch kein Staatssystem. Die Israeliten mussten sich gemeinsam gegen Eindringlinge (Ammoniter, Moabiter, Philister) zur Wehr setzen und rechtliche Fragen übergreifend klären. Also wurden bestimmte Menschen als Richter berufen, meist charismatische Menschen, die von Gott besonders begabt erschienen. Jephta (oder Jiftach) war einer von ihnen. Seine Aufgabe war sowohl Rechtssprechung, wie auch Verteidigung des Landes.

Jephta wird in den vorangegangenen Kapiteln als friedfertig dargestellt: statt sofort in den Kampf zu ziehen, verhandelt er erst ausgiebig mit den Feinden. Erst als das nicht fruchtet, zieht er als Anführer der Israeliten in den Krieg. Von Jephta heißt es ausdrücklich, dass der Geist des Herrn mit ihm ist. Das ist ziemlich viel, und mancher heute würde sich freuen, wenn man das so klar von ihm sagen könnte. Aber Jephta reicht Gottes Geist offenbar nicht; er will mehr, will auf jeden Fall siegen. Zwei Gebiete hat er mit dem Heer schon quasi im Durchmarsch eingenommen aber jetzt steht die Auseinandersetzung mit den starken Ammonitern an. Und Jephta verspricht im Übermut irgendwas – Hauptsache, er siegt! Er legt ein Gelübde ab, ohne im Mindesten die Konsequenzen zu bedenken. In diesem Moment will er stark sein.

Und da liegt auch der entscheidende Unterschied zur Geschichte mit Abraham und Isaak. In der Isaaks-Geschichte bringt Gott selbst das Ganze ins Rollen, indem er zum Vater des Kindes, zu Abraham sagt: „Geh hin und opfere dein Kind, deinen einzigen Sohn Isaak.“ Und dann verhindert Gott selbst das Menschenopfer, indem er im letzten Moment ein Opfertier

schickt. Bei Jephta liegen die Dinge anders. Er wird nicht von Gott aufgefordert. Jephta verspricht das aus freien Stücken. Und warum? Er will eine Schlacht gewinnen. Das ist auch sein Job, er hat von den Israeliten den Auftrag, das Heer zu führen und Kriege zu gewinnen. Jephta will also im Job bestehen, er will um jeden Preis Karriere machen, und dafür ist er bereit ‚was-auch-immer‘ zu geben, sogar sein Kind. Ein Vater, der für die Karriere die Beziehung zu seinem Kind opfert – das gibt's heute auch. So gesehen ist die Geschichte gar nicht mehr so archaisch. Wie oft gibt es Eltern, oft Väter aber auch Mütter, für die die Karriere ganz oben steht und der Nachwuchs muss sich da irgendwie einsortieren. Klar, wir opfern heute Kinder nicht mehr auf einem Brandopfer-Altar. Aber wenn man beispielsweise soviel arbeitet, dass man die Kinder unter der Woche nie zu Gesicht bekommt – wieviel Raum für Beziehung bleibt dann? Wenn man lieber die berufliche Herausforderung sucht, als sich zuhause der komplexen Aufgabe der Erziehung zu stellen, die einen oft genug an Grenzen bringt, wie kann da Beziehung wachsen?

Ja, es ist schwer genug, die richtigen Gewichtungungen zu finden, oder unter dem Druck der heutigen Arbeitswelt sich Zeit freizuschaukeln. Aber eines hat mich sehr nachdenklich gemacht. Die Krankenschwester Bronnie Ware hat jahrelang Sterbende gepflegt. Und sie hat ein Buch<sup>1</sup> darüber geschrieben, welche Dinge Menschen am Ende ihres Lebens bedauern. Spannenderweise stellte sie fest, dass am Ende des Lebens alle *Männer* sagten: „Ich wünschte, ich hätte nicht so viel gearbeitet.“ Sie hatten am Schluss alle das Gefühl, zu viel gearbeitet und zu wenig gelebt zu haben- weil sie Angst hatten, nicht genug Geld zu verdienen, oder ihrer Karriere wegen. Bronnie Ware hat das in Süd-England beobachtet, aber wäre es hier soviel anders?

Zurück zur Geschichte von Jephta und seiner Tochter. Spannend die Frage, ob Jephta wohl am Ende seines Lebens etwas bereut hat.

Übrigens – um das mal klar zu stellen: die Geschichte mutet nicht nur uns heute ziemlich seltsam an. Mit dem, was Jephta gelobt, verstößt er gegen Gottes Gebote. „Du sollst nicht töten“ galt auch damals schon. Außerdem gibt es weitere Stellen<sup>2</sup>, wo ausdrücklich Menschenopfer und Kinderopfer verboten werden! In Israels Nachbarvölkern gab es Menschenopfer nämlich durchaus, aber Israel hob sich von seiner Umgebung ab, weil Menschenopfer verboten waren! Jephta verstößt dagegen. Die Bibel berichtet nichts darüber,

dass er dafür bestraft würde. Allerdings hat er ja nun kein Kind mehr, und Kinderlosigkeit galt als Schmach damals.

Warum tut Jephta das? Und welches Bild von Gott hatte Jephta? Jedenfalls nicht das vom liebenden, gnädigen Gott. Eher war Gott für ihn wohl sowas wie ein Vertragspartner. Auf den man sich verlassen konnte, dem man aber auch unbedingten Gehorsam schuldete. Und da Gott seinen Teil erfüllt hatte, sah sich Jephta nun am Zug, seinen Teil der Abmachung zu erfüllen.

Jephta Handeln – was daran ist gut, was ist weniger gut? Gut ist, dass Jephta in Kontakt mit Gott ist. Bei einer wichtigen beruflichen Entscheidung ruft er ihn zu Hilfe. Allerdings übertreibt er es: Er verlässt sich nicht auf Gottes Güte, nicht auf den Geist Gottes, der schon mit ihm ist, sondern er will seine Interessen um jeden Preis durchsetzen – mit fatalen Konsequenzen. Und um das klar zu sagen: Er opfert seine Tochter nicht, weil Gott es etwa so wollte. Im Gegenteil: Gott sagt in Hosea 6,6: „Ich habe Wohlgefallen an der Liebe und nicht am Opfer, an der Erkenntnis Gottes und nicht am Brandopfer.“ Jephta verkauft seine Tochter gegen beruflichen Erfolg; eher könnte man sagen, dass er Gott dabei im Gebet *benutzt*.

Ehrlich gesagt kommt mir das nicht völlig unbekannt vor. Zwar hab ich noch nie sowas Krasses versprochen wie Jephta. Aber manchmal sind uns Dinge wichtig, die kurz darauf kaum noch Bedeutung haben. Häufig genug wollen wir mit dem Gebet eigene Wünsche durchsetzen, weil wir meinen, es wäre doch das Beste für alle. Aber ist dem wirklich so? Manchmal merke ich hinterher, dass es einfach gut war, es abzugeben – auch wenn es anders gelaufen ist, als ich es haben wollte. Jephta hätte sich auch darauf verlassen können, dass Gott mit ihm ist. Aber statt wirklich etwas in Gottes Hände zu legen verstrickt er sich. Als dann das für ihn Unfassbare geschehen ist: zu Hause kommt ihm seine Tochter als erstes entgegengelaufen, da wird alles noch schlimmer. Angesichts der Tragödie, die sich da anbahnt, verliert Jephta den Draht zu Gott. Er redet nicht mehr mit ihm. Er ist zwar entsetzt und zerreißt seine Kleider, was damals Ausdruck von Trauer war. Aber er fragt nicht bei Gott an, ob er das Gelübde denn wirklich erfüllen muss. Jephta schlägt es die Sprache. Und er scheint seine Tochter damit anzustecken: Sie ergibt sich in ihr Schicksal, auch sie bittet Gott nicht um Gnade. Sie bittet lediglich um eine Frist zum Trauern. Gott gegenüber verstummten Vater und Tochter. Und mit der Gesetzmäßigkeit von Zahnrädern,

die ineinandergreifen, nimmt die Geschichte ihren Lauf. Möglich, dass alles anders ausgegangen wäre, wenn sie Gott nochmal angerufen hätten. Jephta macht mit dem Gelübde nicht nur einen Fehler. Nicht mehr um Gnade zu flehen war der zweite, folgeschwere Fehler.

Denn Gott ist einer, der den Schwachen beisteht. Aus dem neuen Testament kennen wir das ausführlich: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“, sagt Paulus<sup>3</sup> (aktuelle Jahreslosung 2012). Und Jesus hat sich immer wieder um die Ausgestoßenen und Kranken gekümmert, um Ehebrecher, um Lügner und Versager. Und auch bereits im Alten Testament ist Gott ein gnädiger Gott: Er war mit König David, dem Ehebrecher. Er beauftragt Mose, der wegen Totschlags gesucht wird. Er hat den Propheten Eliah zu einer Witwe geschickt, deren Sohn im Sterben liegt. Und Gott erbarmt sich immer wieder über das Volk Israel und sagt: „Ich habe das Schreien meines Volkes gehört.“<sup>4</sup>

Aber Jephta sucht Gottes Nähe nur in dem Moment, in dem er groß sein will. Er sucht den Gott, der Stärke verleiht. Im Moment seiner größten persönlichen Niederlage findet Jephta nicht ins Gebet. Vielleicht, weil er sich so sehr an sein Wort gebunden fühlt, vielleicht weil er sich einfach nicht getraut, Gott unter die Augen zu treten mit dieser Situation. Ja, er hat sich ja auch in was ziemlich heftiges hineinmanövriert.

Zugegeben, es ist schwer mit Gott zu reden, wenn man so richtig tief im Schlamassel steckt. Wenn ich weiß, ich hab da richtig selber Bockmist gebaut, dann weiche ich oft erstmal aus. Aber letztlich spüre ich doch, wie gut es tut, das alles Gott zu erzählen. Und es ist für mich wichtig, dass ich weiß: Ich kann mich getrost an Gott wenden.

Diese Predigt steht in der Reihe „Heldinnen und Helden der Bibel“. Ist Jephta ein Held? Ein gebrochener Held. Zwar hat er beruflich Erfolg, er bleibt Richter, er gewinnt Kriege. Aber seine vermeintliche Stärke hat er sehr, sehr teuer bezahlt.

Die Geschichte wirft noch viele weitere Fragen auf, auf die ich hier alle gar nicht eingehen kann. Jephtas Tochter – über sie haben wir noch kaum geredet. Sie steht für mich in ihrer Namenlosigkeit für die Frauen und Kinder weltweit, die Opfer von Gewalt werden. Für alle die, die unendlichem Leid, Krieg oder Vertreibung ausgesetzt sind, und denen nur die Klage bleibt.

Natürlich kann man sich heute wie damals fragen: Warum greift Gott nicht ein? Warum lässt er zu, dass eine junge Frau, kaum 13, 14 Jahre alt getötet wird? – auch noch in seinem Namen?

Aber Gott ist eben nicht der Feuerwehrmann, der mit Tatü-Tata all den Blödsinn in unserem Leben in Ordnung bringt – noch dazu ungefragt. Er hat uns Verantwortung übergeben und will, dass wir auch damit umgehen. Und wenn es nur die Verantwortung ist, rechtzeitig stehen zu bleiben und um Hilfe zu rufen.

Denn der Friede Gottes ist höher als alle menschliche Vernunft. Er bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

<sup>1</sup> Bronnie Ware: The Top Five Regrets of the Dying, Hay House Verlag UK, 2012, ISBN-Nr: 1848509995

<sup>2</sup> siehe Gen 22; Lev. 18,21; Deut 12,31; 2. Kön. 16,3

<sup>3</sup> 2.Kor 2,9

<sup>4</sup> Ex 3,7



**Herausragende Predigten 2013**  
**Pfarrer i.R. Burkhard Müller**  
**Predigt über Jeremia 20, 5–11**  
**03.03.2013 in der Trinitatis-Kirche**  
**Bonn-Endenich**

---



© www.bonn-evangelisch.de

(Die fett gedruckten Texte wurden von einem Lektor „Jeremia“ gelesen)

Es ist schon eigenartig, wenn man eine Predigt hält  
und gleichzeitig hofft,  
dass diese Predigt keinen von uns wirklich betrifft.

Denn im Text der Predigt begegnet uns eine unheimliche Krankheit.  
Ich denke, jeder hat sie schon irgendwo kennengelernt,  
im Bekanntenkreis, bei Freunden, an sich selbst.  
Jeder hat zumindest gehört von diesen Erschöpfungszuständen,  
von dieser Ermattung der Seele,  
von dem, was man manchmal Depression, manchmal Burnout nennt.

Es gibt Krankheiten,  
deren schämen sich Betroffene und verstecken sie, wie etwa Aids.  
Auch die Depression wird oft als eine peinliche Krankheit empfunden.  
Es wird dann nur tuschelnd darüber gesprochen,  
wenn jemand von dieser Krankheit betroffen ist.  
Sie erscheint vielen als die Krankheit der Schwachen und Gescheiterten.

Ganz anders dagegen wird ein Burnout eingeschätzt.  
Ein Burnout ist insofern ehrenvoll,  
als in unserer Leistungsgesellschaft die Diagnose Burnout als eine Krankheit  
der besonders Tüchtigen und Engagierten erscheint.  
Denn wer ausgebrannt ist, kann sich darauf berufen,  
vorher bis zum Umfallen gearbeitet zu haben.  
Burnout ist sozusagen eine Krankheit der Starken.  
Wir als medizinische Laien haben es schwer,  
das eine vom andern präzise zu unterscheiden,  
und darum werde auch ich beide Begriffe in dieser Predigt ungenau und  
unscharf verwenden

Schon in alter Zeit gab es so etwas.  
Jeremia, der Verfasser unseres Predigttextes, ist davon betroffen,  
weil er seine Berufung zum Propheten sehr ernst genommen hat,  
weil er nicht geflüchtet ist,  
sondern standgehalten hat.  
Darum geht es ihm jetzt so dreckig.

Diese Krankheit ist ein großes Unglück:  
Es geht einem sehr schlecht.  
Man ist wie ausgebrannt,  
Man leidet unter Schlafstörungen,  
trägt schwer am Gefühl der Aussichtslosigkeit  
und bekommt psychosomatische Kopf- und Rückenschmerzen.

Allerdings, wenn im politischen Teil der Zeitungen  
Krankheiten wie Burnout, Depression  
und andere seelische Störungen behandelt werden,  
gefällt mir meist nicht, wie darüber geredet wird.  
Denn das Leid der Betroffenen spielt dort eine ganz geringe Rolle.

Stattdessen erfährt man,

- dass die Arbeitgeber beunruhigt sind.
- dass der wirtschaftliche Schaden riesig ist.
- dass diese Erkrankungen mittlerweile die längsten Fehlzeiten von  
Arbeitnehmern verursachen.

- dass sie die häufigste Ursache für Frühverrentungen sind.  
Und das alles wird mit vielen statistischen Zahlen belegt.

Aber hinter jeder Zahl steht ein Mensch aus Fleisch und Blut,  
ein Wolfgang oder Siegbert, eine Jeanette oder Luisa.  
Dieser Mensch leidet unter dem schweren Los,  
und die Angehörigen leiden oft mit.  
Denn diese Krankheit macht die Kranken oft ungenießbar.

Wer möchte schon mit einem Jeremia befreundet sein,  
der sich so jammernd präsentiert?  
Ich nicht.

Okay, vielleicht würde ich aus Mitleid und aus Verantwortung zu ihm gehen  
und versuchen ihm zu helfen.

Es hat den Jeremia besonders schlimm getroffen.  
Schlimmer kann es kaum werden.  
Millimeter steht er vor dem Selbstmord.  
So etwas wie ein Abschiedsbrief liegt sogar in der Bibel vor,  
ein Text, der seine depressive Stimmung erkennen lässt:

**Verflucht der Tag, an dem ich geboren wurde;  
der Tag soll ungesegnet sein, an dem mich meine Mutter geboren hat.  
Verflucht sei, der meinem Vater als Gute Botschaft die Mitteilung  
brachte: "Du hast einen Sohn!"**

Warum geht es Jeremia so schlecht?  
Vielleicht, weil er im entscheidenden Moment nicht Nein sagen konnte?  
Gefährlich ist es, nicht Nein sagen zu können.  
Wenn ein übermächtiger Chef einem eine Aufgabe und noch eine und noch  
eine auf die Schultern legt,  
und man sagt: „Ja, wird gemacht“,  
weil man nicht Nein sagen kann  
und gutwillig und fleißig ist:  
Das ist gefährlich.

Wenn man schon gut ist  
und immer noch besser werden will  
und vor lauter Ehrgeiz vergisst zu leben,  
das ist gefährlich.

Wenn der Lehrer schon von zu Hause her überlastet ist  
und dann eine besonders schwierige Klasse aufgehalst bekommt,  
dann kann das schnell zu viel sein.  
Das ist gefährlich.

Dann wird es zu viel.  
Ich mach, was ich in Wirklichkeit nicht machen will  
und nicht machen kann.  
Kein Wunder, wenn die Seele darüber krank wird.

Ob Jesus auch manchmal darüber nachgedacht hat?  
Hätte ich doch Nein gesagt!  
Ach, hätte ich mir diese Last vom himmlischen Vater doch nicht auflegen  
lassen,  
wäre ich ein Mensch geblieben wie alle anderen,  
hätte ich Frau und Kinder statt dieser Aufgabe!  
Wäre ich doch damals am Jordan weggelaufen,  
als die Stimme vom Himmel kam:  
„Du bist mein lieber Sohn“!  
Hätte ich doch diese Würde des Gottessohnes ausgeschlagen:  
Nein, nein, nein, ich will kein Gottessohn sein!

Aber, ob Jesus so gedacht hat oder nicht:  
Im Garten Gethsemane,  
kurz vor seiner Gefangennahme und Hinrichtung,  
sagt er nicht „Nein“, sondern „Ja“.  
„Gott, nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“  
Er bleibt der Aufgabe treu,  
Zeuge und Bote der Liebe Gottes zu sein.  
Und beglaubigt sie sogar mit seinem Märtyrertod.

Kann man überhaupt Nein sagen,  
wenn Gott einem eine Aufgabe gibt?  
Jeremia hat damals nicht Nein gesagt.  
Heute beklagt er es:

**Du, Gott, hast mich überredet,  
und ich hab mich überreden lassen.**

Jeremia erzählt an anderer Stelle,  
wie das gewesen ist, damals, als Gott ihn rief,  
übermächtig nach ihm griff  
und er sich nicht entziehen konnte:  
Ich weiß nicht,  
ob es ein Traum war oder eine Vision oder ein Tagtraum:

Gottes Wort geschah zu mir und sagte:  
Dich habe ich ausersehen  
und ich bestelle dich zu einem Propheten für die Völker.  
Ich aber sprach:  
Ach Herr, ich taue nicht zu predigen.  
Ich bin zu jung.  
Gott aber sprach zu mir:  
sage nicht: ich bin zu jung.  
Sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende,  
und predigen alles, was ich dir gebiete.  
Fürchte dich nicht vor ihnen,  
denn ich bin bei dir und will dich erretten.

Nein, er konnte sich nicht entziehen,  
denn alles das wurde noch intensiv bekräftigt durch eine besondere Vision,  
die ihn überwältigte:  
Gott rührte ihn an!

Gott streckte seine Hand aus  
und er rührte meinen Mund an  
und sprach zu mir:  
Siehe ich lege meine Worte in deinen Mund.

Die Worte, die Gott ihm in den Mund legt, sind entsetzliche Worte.  
Worte, die brennen wie glühende Kohlen.  
Keine wohltuenden und tröstenden Worte,  
sondern scharfe Anklagen.  
Das sind keine Worte,  
wie sie in den tröstenden Büchern christlicher Erbauungsschriftsteller zu  
finden sind  
oder in den großen Buchhandlungen auch nur in einem einzigen Buch der  
Esoterikabteilungen vorkommen:

Jeremia muss das Volk anklagen:  
er fordert Ausgleich zwischen Arm und Reich,  
legt sich mit den Mächtigen an,  
und mit denen, die ihre Fäden ziehen.  
(Heute würde man sie Lobbyisten nennen.)  
Hören Sie mal mit hinein in eine dieser Predigten:

Man findet unter meinem Volk Gottlose,  
die den Leuten nachstellen  
und Fallen zurichten,  
um sie zu fangen,  
wie es die Vogelfänger tun.

Ihre Häuser sind voll Tücke,  
daher sind sie groß und reich geworden,  
fett und feist.

Sie gehen mit bösen Dingen um,  
sie halten kein Recht,  
der Waisen Sache fördern sie nicht,  
und helfen den Armen nicht zum Recht.  
Es steht gräulich und grässlich im Lande.

So redet Jeremia.  
Er macht sich total unbeliebt.

Immer, wenn ich rede, muss ich in Wirklichkeit die Klage herausschreien:  
„Frevel und Gewalt!“  
und mich ganz unbeliebt machen.  
Ich bin als Prophet zum Spott geworden täglich,  
und jedermann verlacht mich.  
Denn des Herrn Wort hat mir nichts als Hohn und Spott eingebracht.

Ein Gefühl ist ganz typisch für diese Krankheit:  
Ich bin alleingelassen,  
Ich werde gemobbt.  
Hinter meinem Rücken tuscheln sie,  
sie flüstern über mich.  
Sie führen was im Schilde.  
Irgendwas Böses haben sie vor.

Denn ich höre wie viele heimlich reden:  
„Verklagt ihn!“  
„Wir wollen ihn verklagen!“  
Heimlich redet man hinter dem Rücken  
oder sogar ganz offen:  
Alle meine Freunde und Gesellen lauern, ob ich nicht falle:  
"Vielleicht lässt er sich überlisten,  
dass wir ihm beikommen können  
und uns an ihm rächen".

Jeremia ist ja nicht dumm,  
er hat Lebenserfahrung und Lebensklugheit.  
Er weiß, was er andern in seiner Situation raten würde:  
Nimm eine Auszeit,  
gewinne Abstand,  
Zeit zum Durchatmen,  
zum Sortieren der Gedanken und Stabilisieren der Seele!  
Und das hat er auch versucht:

Da dachte ich:  
ich will nicht mehr an Gott denken  
und nicht mehr in seinem Namen predigen.

Wir brauchen solche Auszeit.  
Man kann nicht ungestraft immer durchschaffen.

Da hilft eine begrenzte Arbeitszeit,  
In der Industrie, etwa bei VW, hat man das begriffen:  
ab 20 Uhr werden keine dienstlichen Emails mehr durchgestellt.

Ökotherapeuten empfehlen:  
Raus in die Natur!  
Der tägliche Spaziergang im Grünen ist laut einer Studie der britischen  
Universität Essex ähnlich effektiv wie die Einnahme eines Antidepressivums.

Oder treibt Sport!  
Ohne krankhaften Ehrgeiz.  
Sport ist gut für die Seele.  
Jogging kann eine stressfreie Auszeit sein,  
ebenso die 3 Stunden in der Sauna oder der Aufenthalt in einer  
Wellnesseinrichtung.  
Das tut einfach gut.  
Schon alte Kirchenväter haben geraten,  
in solchen Fällen ein warmes Bad zu nehmen.

Das Singen im Chor,  
das Musizieren im Orchester,  
das sind wohltuende Auszeiten.

Der Sonntag ist als Auszeit gedacht.  
Und für manche von uns ist der Gottesdienst vor allem wichtig als eine  
Auszeit, in der man durchatmen und Gedanken sortieren und die Seele sta-  
bilisieren kann.  
(Manchmal ist das bei einer langweiligen Predigt leichter möglich.)

Auch Jesus hat darauf geachtet, seine Auszeit zu nehmen:  
Er ließ das Volk und die wartenden Kranken zurück,  
er ging auf einen Berg und betete,  
niemand sollte ihn stören.

Jeremia wollte seinen Job ganz an den Nagel hängen,  
seinen Auftrag, von Gott auferlegt, am liebsten mit der nächsten Post  
zurückschicken.

Es gibt viele Gründe, sein Amt zurückzugeben:  
Königin Beatrix ist zurückgetreten,  
die Zeit war da.  
Horst Köhler ist zurückgetreten.  
Und auch sein Nachfolger.

Und das aktuellste Beispiel, Papst Benedikt,  
er kann nicht mehr,  
darum stellt er sein Amt der Kirche zur Verfügung.

Das wollte auch Jeremia machen. Aber er konnte nicht:

Es ward in meinem Herzen wie ein brennendes Feuer,  
in meinen Gebeinen verschlossen,  
dass ichs nicht ertragen konnte;  
ich wäre schier vergangen.

Es gibt eben Aufgaben und Realitäten,  
die kann man nicht einfach zurückgeben.  
Jeremia jedenfalls kann es nicht.  
Und so bleibt ihm nur eins:  
Gott hat ihm die Aufgabe gegeben,  
also muss Gott ihm helfen, sie zu tragen.

**Gott, der Herr ist bei mir wie ein starker Held.**

Wieso ihn das beruhigt, kann man aus dem Text nicht erkennen.  
Aber ich habe mir meine Gedanken dazu gemacht.

Vielleicht ist es schon eine große Hilfe,  
dass Jeremia Gott sein Leid klagen, ja sogar Gott anklagen kann.  
Immer muss er vor den Leuten stark erscheinen,  
aber im Gebet darf er ehrlich vor Gott seine Schwäche nennen.

Darf er den aufgestauten Frust einfach herausschreien.

Vielleicht vertraut Jeremia darauf,  
dass Gott ihm innerliche Stärke und Robustheit gibt.  
Dass ihm mit Gottes Hilfe in Zukunft die Belastungen nicht mehr so viel  
ausmachen werden.  
Gott soll seiner Seele eine Elefantenhaut schenken,  
von der alles abfällt und abprallt.

Vielleicht hilft die Einsicht,  
dass es wirklich Sinn macht,  
diese kritischen Worte gegen Reiche und Unterdrücker zu sagen,  
gut für die Armen und Unterdrückten.

Vielleicht stärkt ihn die Gewissheit, dass Gott auf seiner Seite ist,  
und dass darum die andern sagen können, was sie wollen!

Vielleicht lässt ihn Gott auch irgendwie wissen:  
Du nimmst dein Prophetenamt viel zu ernst.  
Leiste in diesem Amt nur so viel,  
wie du leisten kannst,  
ohne Schaden zu nehmen.  
Denn ich, Gott, bin ein barmherziger Arbeitgeber.

Vielleicht begreift er Gottes Gnade und lernt:  
ich sollte gnädiger mit mir umgehen.

Er vertraut Gott.  
Und das hilft ihm zum Leben.  
So hatte es der Spruch dieses Sonntags Okuli gesagt:  
Meine Augen sehen nach dem Herrn.  
Viel ist dann möglich, wenn man von Gott viel erwartet.  
Der Liederdichter Paul Gerhardt hat es nicht schlecht formuliert:  
Gott hat viel tausend Weisen zu retten aus der Not.  
Gott sei Dank.  
Amen.



**Herausragende Predigten 2013**  
**Kirchenrat Dr. Rainer Oechslen**  
**Predigt über 5. Mose 30,6**  
**und Kolosser 2, 9-11**  
**12.08.2012 in München**  
**Versöhnungskirche**

---



Israelsonntag 2012

*Und der HERR, der Gott, wird dein Herz beschneiden und das Herz deiner Nachkommen, damit du den HERRN, deinen Gott, liebst von ganzem Herzen und von ganzer Seele, auf dass du am Leben bleibst.*

5. Mose 30,6

*In ihm – Christus – wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig  
und an dieser Fülle habt ihr teil in ihm,  
der das Haupt aller Mächte und Gewalten ist.*

*In ihm seid auch ihr beschnitten worden  
mit einer Beschneidung, die nicht mit Händen geschieht,  
als ihr nämlich euer fleischliches Wesen abgelegt  
in der Beschneidung durch Christus.*

Kolosser 2, 9-11

Liebe Gemeinde!

Auch wir Christen sind beschnitten.

Das ist das erste, was wir zu sagen haben am Israelsonntag 2012.

Auch wir Christen sind beschnitten.

Das rufen wir hinein in den vielstimmigen Streit um die Beschneidung, der in unserem Land aufgebrochen ist. Wollte Gott, ich könnte diesen Satz zum Beispiel in die Süddeutsche Zeitung schreiben.

„In ihm“ – Christus – „*seid auch ihr beschnitten worden*“ schreibt der Apostel Paulus – oder vielleicht einer seiner Schüler in seinem Namen – an die Christen von Kolossä.

Es kann also keine Rede davon sein, dass das Urteil des Landgerichts Köln in Sachen Beschneidung von Kindern uns Christen nichts angehe. Keine Rede davon, dass die Debatte um die Beschneidung nur Juden und Muslime beträfe. Keine Rede davon, dass wir Christen beiseite treten dürften und abwarten, wie die Sache ausgehen wird. Der Streit um die Beschneidung betrifft uns nicht nur als Staatsbürger oder als Leute, die gegebenenfalls mit Juden und Muslimen mitfühlen können. Der Streit um die Beschneidung betrifft uns als Christen in unserem Glauben.

Bibelleser werden einwenden: Der Apostel spricht hier im Kolosserbrief doch offenbar von der Beschneidung im übertragenen Sinn. Er denkt nicht an einen Schnitt in die Vorhaut von Männern und Knaben, sondern an eine „*Beschneidung, die nicht mit Händen geschieht*“. Im Römerbrief schreibt er, wie es schon im 5. Mosebuch zu lesen ist, von der „*Beschneidung des Herzens, die im Geist und nicht im Buchstaben geschieht*“ (2,29).

Es ist wahr: An die Stelle der Beschneidung ist in der christlichen Gemeinde die Taufe getreten. Das Taufwasser hinterlässt keine sichtbaren Spuren am Körper. Aber schon die Behauptung, dass die Taufe an sich keine Spuren hinterlasse, wäre eine Irrlehre. Wenn Paulus von der „*Beschneidung des Herzens*“ spricht, wenn er sagt, dass wir unser „*fleischliches Wesen ablegen in der Beschneidung durch Christus*“, dann weist er darauf hin, dass die Taufe alles andere als harmlos ist. Auch von uns wird in der Taufe etwas

weggenommen. Etwas „Fleischliches“ – was immer das sei – wird abgeschnitten, ein Vorgang, der wohl kaum schmerzlos sein kann.

Nach der Taufordnung unserer Kirche soll der Pfarrer oder die Pfarrerin einem erwachsenen Taufbewerber drei Fragen stellen: „Glaubst du an Gott den Vater, den Schöpfer aller Dinge? Glaubst du an Jesus Christus, deinen Erlöser? Glaubst du an den Heiligen Geist, der auch in dir wohnt und dich heiligt?“ Dreimal antwortet der Kandidat oder die Kandidatin: „Ja, ich glaube.“ Dann kann der Pfarrer noch eine vierte Frage stellen: „Sagst du dich los vom Bösen und allen seinen Werken?“

Ich bekenne: Ich habe die vierte Frage nie gestellt. Ich sagte mir: Wer sich zu Gott bekennt, hat sich schon losgesagt vom Bösen. Aber vielleicht war das nur eine Ausrede. Vermutlich hatte ich Scheu, allzu deutlich werden zu lassen, dass zur Taufe nicht nur eine Zusage gehört, sondern auch eine Absage. Das Stück Fleisch, von dem wir uns in der Taufe lossagen, heißt zum Beispiel – auch hier folge ich dem Apostel Paulus – „*Eifersucht*.“ Oder es heißt „*Zorn*“ oder „*Feindschaft*“ oder „*Neid*“ oder „*Saufen und Fressen*“ (Gal. 5, 20-21).

Auch hier stelle ich mir vor, dass jemand einen Einwand macht. Dieser jemand könnte sagen: „Das alles sind doch unangenehme Eigenschaften: Eifersucht, Zorn, Neid und Sauferei. Von dem allen sage ich mich gerne los.“ – Wirklich? Stell dir vor, du arbeitest seit Jahren fleißig, gewissenhaft, ordentlich. Aber in deiner Firma zählt das nicht. Da gelten die Schaumschläger, die nicht viel von der Sache verstehen, aber um so mehr aus sich machen. Seit Jahren pflegst du liebevoll deinen Groll. Und dann kommt so ein Paulus und nimmt dir deinen Groll weg – und hat keine andere Begründung als den simplen Satz: „Du bist getauft. Und der Neid ist ein Werk des Fleisches.“ Oder stelle dir vor, du isst am Abend dein Wurstbrot und alle paar Tage ein Schnitzel, ein Stück Braten oder ein paar Weißwürste. Dann kommt dein Sohn und sagt: „Papa, so geht es nicht weiter mit der Massentierhaltung und mit dem immer weiter steigenden Fleischverbrauch auf der Welt.“ Du weißt, er hat Recht, aber dir schmeckt deine Schinkensemmel so gut. Dein Sohn nimmt dir den Schinken aus der Hand und sagt nichts weiter als: „Papa, du bist getauft und Fresserei ist ein Werk des Fleisches.“ Oder du arbeitest als Ingenieur bei einem großen Konzern – vielleicht hier in München. Die Firma hat einen guten Ruf. Aber ihr stellt

nun einmal auch Militärlastwagen und Panzer her. Gerade wartet ihr auf die Genehmigung, 200 Panzer nach Saudi-Arabien zu verkaufen. Da kommt dein Freund und sagt: „Morgen wirst du kündigen.“ „Warum?“ fragst du – und er: „Du bist getauft. Und Feindschaft ist ein Werk des Fleisches.“

Es ist wunderbar, dass wir getauft sind, dass wir Kinder sind unseres Vaters im Himmel, dass wir Brüder und Schwestern Jesu sind, dass der Heilige Geist uns in der Anfechtung tröstet. Aber zugleich kann diese Taufe auch wehtun, weil sie uns etwas nimmt, ein Stück von unserem alltäglichen, bürgerlichen, normalen Leben, ein Stück liebgewordenen Alltags, den Sonntagsbraten, unsere Stelle bei einem Weltkonzern. Ein Stück „Fleisch“, wie Paulus das nennt.

Halten wir fest:

Wenn wir die Taufe nicht verharmlosen, dann ist die Beschneidung auch das Thema der Christen. Denn in der Taufe wird uns nicht nur etwas gegeben. Es wird uns auch etwas genommen, ein Teil unseres normalen, unseres alltäglichen Lebens. In der Sprache der Bibel heißt dieser Vorgang *„Beschneidung des Herzens“*.

Auch für Juden und Muslime ist klar, dass die Beschneidung des Herzens wichtiger ist als die Beschneidung des Körpers. Eine Beschneidung des Körpers kann es nur geben für Männer und Knaben. Die Beschneidung des Herzens gilt allen Menschen, Männern wie Frauen.

Zwei Fragen sind jetzt noch offen. Zuerst: Wenn die Beschneidung des Herzens das Wichtigste ist und wenn Juden, Christen und Muslime in dieser Sache einig sind – braucht es dann noch ein äußeres Zeichen am Körper?

Im Fall unseres Herrn Jesus Christus hat sich diese Frage nicht gestellt. Er war beschnitten an seinem Herzen und an seinem Körper. Das Lukasevangelium berichtet unmittelbar nach der Weihnachtsgeschichte: *„Und als acht Tage um waren und man das Kind beschneiden musste, gab man ihm den Namen Jesus, wie er genannt war von dem Engel, ehe er im Mutterleib empfangen war.“* (Luk 2,21)

Die christliche Gemeinde hat sich dann in der Zeit der Apostel dazu durchgerungen, dass die körperliche Beschneidung nicht notwendig ist. Wer

Christen, die aus unbeschnittenen Völkerschaften kamen, einreden wollte, sie müssten sich außer ihrer Taufe auch noch beschneiden lassen, der hatte Paulus gegen sich. Die Beschneidung des Herzens genügte.

Für die Juden hingegen – wenigstens für die allermeisten von ihnen – bleibt die körperliche Beschneidung das Zeichen des Bundes mit Gott. Ein großer Kenner Israels sagt: „Die Tora – die Weisung Gottes – lehrt uns die hohe Kunst der Unterscheidung, nicht bloß im großen Ganzen zwischen Gut und Böse, nicht im Allgemeinen zwischen Gott gefällig und Gott widrig.... Sie macht uns Gott sinnlich bis an unseren Leib heran und in unseren Leib hinein.“ (Friedrich Wilhelm Marquardt)

In der Debatte der letzten Wochen wurde gerade dieses „bis in unseren Leib hinein“ zum Problem. Man sagte, durch die Beschneidung würde ein Bub nicht nur unwiderruflich zum Juden oder Muslim, sondern möglicherweise durch den Schnitt an seinem Geschlechtsteil auch traumatisiert, also in seiner Seele verletzt. Man fragte, ob es nicht einfachere, weniger „einschneidende“ Symbole geben könnte, um die Zugehörigkeit zum Judentum zu markieren. Ich nehme solche Argumente ernst. Aber ich glaube, man muss es den Juden überlassen, welche Folgerungen sie daraus ziehen. Wer besser über das Judentum Bescheid wissen möchte als die Juden selbst, der würde alsbald auch besser als wir Christen wissen, was Taufe und Beschneidung des Herzens bedeuten.

Die zweite Frage: Dürfen Eltern so weit reichende Entscheidungen für ihre Kinder treffen?

Kein Zweifel: Durch Beschneidung und Taufe werden Menschen für ihr Leben gezeichnet, auf unterschiedliche Weise, jedoch unwiderruflich. Es bleibt ein Wagnis, solche Entscheidungen zu treffen. Vielleicht werden unsere Kinder sie uns eines Tages zum Vorwurf machen. Zugleich aber glaube ich: Solche Entscheidungen sind unvermeidlich. Meine Kinder konnten sich ihren Vater nicht aussuchen. Sie sind aufgewachsen mit einem Vater, der keine anderen Götter haben durfte und darf als den Gott, der Israel aus der Knechtschaft befreit hat. Vermutlich habe ich das erste Gebot nicht immer eingehalten. Dass es aber für mich gilt, steht außer Zweifel. Sie sind aufgewachsen mit einem Vater, für den der Name Jesus der „*Name über alle Namen*“ ist (Phil 2,9). Sie sind aufgewachsen mit einem Vater, der gesungen hat und singt und darum bittet, dass Gottes Geist „in seinem

Herzen wohne und seine Sinne und Verstand regier" (EG 328,2). Eine Entscheidung über meine Kinder wäre auch dann gefallen, wenn ich sie nicht zur Taufe getragen hätte. Aber das ist nur der eine Teil der Wahrheit.

Der andere Teil ist: Jeder Mensch hat seine eigene Geschichte mit Gott. Ob unsere Kinder sich im Glauben an Gott auch noch geborgen wissen, wenn sie erwachsen sind, das liegt nicht in unserer Hand. Juden und Muslime entscheiden über die Beschneidung ihrer Söhne. Christen entscheiden über die Taufe ihrer Kinder. Über die Beschneidung der Herzen aber entscheidet Gott allein.

Das Urteil von Köln hat Juden, Muslime und Christen aufgeschreckt. Über vieles müssen wir nun neu nachdenken und diskutieren, was vorher selbstverständlich schien. Über den Weg Gottes mit den Menschen, über das Menschenherz, das beschnittene und das unbeschnittene, entscheidet kein Gericht.

„Des Menschen Herz erdenkt sich seinen Weg;

Aber der HERR allein lenkt seinen Schritt.“ (Sprüche 16,9)

Amen





Was ist das Geheimnis von Predigten, die das Herz erreichen? Welche Erfahrungen geben Predigerinnen und Prediger weiter, die uns anrühren und begeistern?

**An dieser Stelle fragt der PredigtPreis-Newsletter nach:** und führt Gespräche mit Persönlichkeiten, die die Predigtkultur in Deutschland maßgeblich prägen. Der ökumenische Newsletter ist kostenfrei und erscheint alle zwei Monate



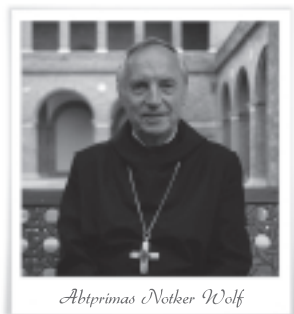
*Friedrich Schorlemmer*

„Es muss einer sagen, was wahr ist“  
(Ausgabe 02.2012)



*Alrun Kopelke*

„Fernsehen machen war mir  
zu langweilig“ (Ausgabe 09.2013)



*Abtprimas Notker Wolf*

„Der Mönch ist immer zu Gott  
unterwegs“ (Ausgabe 06.2013)



*Landesbischof Ralf Meister*

„Jenseits von 15 Minuten wartet  
Langeweile“ (Ausgabe 12.2012)





### **Gestiftet vom:**

Verlag für die Deutsche Wirtschaft AG  
Vorstand Helmut Graf

Theodor-Heuss-Str. 2-4  
53177 Bonn  
Telefon: 02 28 / 8205 – 0  
Telefax: 02 28 / 36 96 480

UST.-ID: DE 812639372  
Amtsgericht Bonn, HRB 8165  
Internet: <http://www.vnrag.de>  
Email: [info@vnr.de](mailto:info@vnr.de)

### **Kontakt:**

Sibylle Stehncken  
Projektleitung PREDIGTPREIS

Theodor-Heuss-Str. 2- 4  
53177 Bonn  
Tel.: 02 28 / 8205- 7308  
Fax: 02 28 / 36 96 480  
Email: [service@predigtpreis.de](mailto:service@predigtpreis.de)  
[www.predigtpreis.de](http://www.predigtpreis.de)